

ТОПСТЕН

Hybrid

Eine Geschichte von Zukunft und Vergangenheit.

*Sei du selbst die Veränderung,
die du dir wünschst für diese Welt.*

Mahatma Gandhi

Inhaltsverzeichnis

1	Prolog	1
2	Karibik	4
3	Kaperfahrt	24
4	Katamaran	34
5	Kampfliegende	44
6	Kabinett	77
7	Epilog	84
A	Lizenz etc.	89

Kapitel 1

Prolog

1 Elektronengehirn

11 Monate

1 Testflug

Cyborg, Android, Mensch-Maschine, bionischer Mensch oder offiziell: Hybrid.

Es gab viele Bezeichnungen für jemanden wie mich.

Bei manchen Mitmenschen mochte es Unbehagen auslösen, aber man sah es mir ja nicht an, dass ich ein Hybrid war. Angst vor mir brauchte man aber nicht zu haben. Von außen betrachtet war ich nicht von anderen Menschen zu unterscheiden. Ich hatte keine Kabel aus meinem Kopf oder Körper heraushängen, es blinkten keine bunten Lichter, meine Augen sahen normal aus, ich sprach nicht mit einer metallenen Stimme, ich bewegte mich vollkommen normal, ich atmete, aß, trank, schlief, wenn auch nicht so viel wie ein normaler Mensch.

Auch die seit Langem am Markt verfügbaren und als »humanoid« beworbenen Roboter hatten noch sehr viel Technisches an sich. Weil ich aber wohl zu wertvoll für die Raumflotte gewesen war, wurde ich nach einem schweren Unfall wieder »zusammengeflickt« und war auf den ersten und auf den zweiten, dritten, hundertsten Blick nicht als Hybrid zu erkennen. Und meinen menschlichen Namen, John Fox, hatte ich ebenfalls behalten; *Hybrid Eins* hätte auch recht merkwürdig geklungen.

Etwas mehr als elf Monate hatte ich nun in verschiedenen Krankenhäusern und Forschungsinstituten verbracht und es war endlich der Tag gekommen, an dem ich wieder zur Flotte zurückkehren konnte. Der so genannte »Zweite Interstellare Krieg« war zwar seit Längerem beendet, aber wir flogen noch vereinzelt Einsätze, um die Abrüstung der gegnerischen Flotten überwachen zu können. Ein halbes Jahr Training mit den Implantaten, im Flugsimulator und dann auch im Flugbetrieb war geplant, bevor ich endlich den regulären Flottendienst wieder aufnehmen konnte. Schon nach vier Monaten wurde ich auf meinen alten Stützpunkt versetzt und konnte zumindest wieder im Innendienst eingesetzt werden.

Auf dem Weg zum Büro meines Kommandeurs wurde ich von vielen begrüßt. Die anderen Piloten und auch einige Techniker des Bodenpersonals wahrten zumindest den Anschein und taten so, als ob sie mich vermisst hatten. Natürlich hatte niemand von ihnen mich im Krankenhaus besucht. Das konnte ich ihnen aber auch gar nicht verdenken, denn erstens sah ich dort mit

den diversen Schläuchen und angeschlossenen Geräten nicht sehr ansprechend aus. Zweitens wurden sie durch meinen Anblick nur daran erinnert, dass es auch jeden von ihnen einmal treffen konnte. Raumpilot in einer Kampf Einheit war eben nun einmal ein recht gefährlicher Beruf, auch in den jetzigen, halbwegs stabilen Friedenszeiten. Und drittens hatte ich auch niemanden von ihnen im Krankenhaus besucht – es beruhte also auf Gegenseitigkeit.

Mein Kommandeur gab grünes Licht, und so bestand die Aussicht, nach nur ein paar Wochen Innendienst den ersten Testflug durchführen zu können, vorbehaltlich der Freigabe durch den leitenden Arzt der Medizinstation des Stützpunkts. Es war allerdings strengste Geheimhaltung verordnet worden.

Auch wenn ich äußerlich normal erschien, so war es immer noch sehr schwierig, mein Elektronengehirn unter Kontrolle zu halten. So bezeichnete ich die Ausgabeschnittstelle meines implantierten Hochleistungsrechners mit integrierter umfangreicher Wissensdatenbank. Mein Gehirn, mein Bewusstsein, mein Unterbewusstsein, meine Nervenbahnen, da heißt ich als Mensch musste erst in vielen Trainingsstunden lernen, mit der Technik umzugehen, die jetzt ein untrennbarer Teil von mir war. Der eigentlich vollkommen antiquierte Begriff »Elektronengehirn« bekam mit uns Hybriden – ich war der erste, aber es sollten noch weitere folgen – eine vollkommen neue Bedeutung.

Mein Elektronengehirn wusste vieles – eigentlich alles – besser und redete mir ständig dazwischen. Diese Art von Selbstgespräch war für mich noch immer sehr ungewohnt. Sehr schnell hatte ich auch bemerken müssen, dass ich mit meinem zweiten Ich nicht unbedingt immer einer Meinung war. »Elektronengehirn« klang zwar recht altbacken, aber meiner Meinung nach deutlich menschlicher als die kalte technische Abkürzung »BCNI«, »Brain Computer Neuro Interface«. Und ich war doch immer noch ein Mensch, zumindest etwas über zwei Drittel von mir.

Nach nur wenigen Tagen war es dann endlich soweit. Nachdem ich auf der Medizinstation noch einmal vollständig durchgecheckt worden war, wozu sogar ein Techniker eigens von der Erde eingeflogen worden war, gab es die Freigabe, den Flugbetrieb wieder aufnehmen zu dürfen. Voller Vorfreude betrat ich das Flugdeck des Stützpunkts und ging mit langsamen Schritten zu dem mir zugeordneten Raumschiff. Natürlich hatten sie mir nicht das neueste Modell anvertraut, falls wieder, wie beim letzten Mal, »John Fox alles kaputt machen sollte«, wie ein anderer Pilot feixte. Ich kletterte in das Schiff und setzte mich in den Pilotensitz. Endlich war ich nach langer Pause wieder in einem richtigen Cockpit und nicht mehr in einem Simulator. Der Testflug konnte beginnen.

Gleich beim ersten Testflug wurde mir offensichtlich schon so vertraut, dass ich vollkommen ohne Copilot auf die Reise geschickt wurde; nicht einmal einen der recht neuen Pilotenroboter hatte man mir zugeteilt. Mein Chef hatten mir erklärt, sofort die neuen Steuerungsfunktionen erproben zu wollen, die meinem Elektronengehirn direkten Zugriff auf einige Schiffssysteme gestatteten. Besonders bei schwierigen Manövern, bei welchen der Pilot schnellstmöglich reagieren musste, erhoffte sich die Raumflotte davon einige Vorteile. All' dies hatte ich zwar im Flugsimulator intensiv geübt, aber der Simulator war noch nicht wirklich auf die Steuerung durch einen Hybriden eingerichtet, da ich ja bekanntlich der erste auf diese Weise umgebaute Mensch war. Der ausgewählte Kurs sollte mich vom Stützpunkt zum Asteroidengürtel hinter die Marsumlaufbahn führen, um dort dann mehrere Flugmanöver in dichten und weniger dichten Asteroidenfeldern zu absolvieren. Diese Übungen sollte dazu dienen, meine Reaktionen und

die Reaktionen des Elektronengehirns im Zusammenspiel mit der Schiffssteuerung zu testen.

Etwa eine halbe Stunde nach Verlassen des Stützpunkts hatte ich aber erst einmal Pause, da vorgesehen war, dass nun der Autopilot zum Zuge kommen sollte. Am laut Flugplan vorgesehenen Zeitpunkt ließ ich die entsprechende Steuerungsfunktion des Schiffs durch das Elektronengehirn ausführen. Der Autopilot übernahm jetzt zusammen mit dem Elektronengehirn vollständig die Steuerung und ich konnte mich entspannt im Pilotensitz zurücklehnen.

Ich bekam noch mit, wie das bislang sich ruhig verhaltende Schiff einen Bocksprung machte. Dann wurde mir plötzlich schwarz vor Augen. So etwas war eigentlich unmöglich. Ein Hybrid konnte doch gar nicht ohnmächtig werden, hatte man mir in einer Klinik erzählt. Nichts erzählt hatte man mir dagegen offenbar von einer automatisch ausgelösten Notabschaltung. . .

Kapitel 2

Karibik

25 Meter

3 Soldaten

9,9 Sekunden

Langsam kam ich wieder zu mir. Aber irgend etwas war anders, da ich aus dem Frontfenster keine Sterne mehr sehen konnte, sondern aufgewirbelten Sand oder Staub. Die Aussicht kam mir auch sonst sehr merkwürdig vor. Ich befragte mein Elektronengehirn, wo sich das Schiff befand und wie lange ich bewusstlos war.

Die Antwort war dann unter der Rubrik »erschreckend« einzuordnen, da sich das Schiff sich auf dem Grund eines Gewässers befand. Meine Zentraleinheit und das BCNI waren darüber hinaus deaktiviert für etwas über einundsiebzig Stunden.

Viele Fragen begannen nun, durch mein – echtes – Gehirn zu kreisen.

Ich und mein Elektronengehirn waren drei Tage lang »weggetreten«? Und das Schiff lag auf dem Grund eines Sees? Etwa auf dem Meeresgrund? Eine Notwasserung konnte es wohl nicht gewesen sein oder wir waren schon recht tief gesunken. Einer noch funktionierenden Konsole mit flackerndem Bildschirm rang ich mühsam einen Statusbericht ab, da mein Elektronengehirn nicht mehr Zugriff auf alle Schiffssysteme bekam. Der Zustand des Schiffs war mehr oder weniger verheerend. Die Atmosphärentriebwerke waren voll Wasser gelaufen und das hatte Kurzschlüsse mit nachfolgender sofortiger Notabschaltung vieler Systeme verursacht. Das Schiff war ja eigentlich auch nicht wirklich für Unterwassereinsätze konstruiert worden.

Die Frage, warum ich ohnmächtig geworden war, musste ich erst einmal zurückstellen. Ob und wie das mit dem Absturz zusammenhängen konnte, war ebenfalls eine gute Frage. Jetzt gab es aber erst einmal dringendere Probleme.

Der Rumpf knackte an einigen Stellen bedenklich. Der Grund dafür wurde auch sofort von der Schiffskonsole nachgeliefert: An fünf Stellen wurden Hüllenbrüche geortet, hier unter Wasser bedeutete dies also: Lecks. Es konnten aber auch noch mehr sein, da nicht mehr alle Sensoren funktionsfähig waren. Zu guter Letzt war auch noch das Lebenserhaltungssystem durch mehrere Kurzschlüsse ausgefallen und das dazugehörige Reservesystem ebenfalls. Durch die Lecks strömte unaufhörlich Wasser ein, offensichtlich Salzwasser, wie ein kurzer Geschmackstest zeigte. Das Wasser stieg schnell und bald stand ich bis zu den Knien und dann auch bis zur Hüfte

im Wasser.

Das Elektronengehirn suchte im Hintergrund schon einmal alle Planeten mit Salzwasser-Ozeanen heraus, die uns bekannt waren. So hatte ich schon die Daten für die endgültige Bestimmung, wo genau wir uns befanden. Die Notluftflaschen hatten jeweils nur Luft für etwa eine halbe Stunde und mehrere waren schon durch das Salzwasser unbrauchbar geworden. Mir stellte sich daher die Frage, wie lange ich nach der vollständigen Flutung des Schiffs ohne Luftzufuhr überleben konnte. Das Elektronengehirn informierte mich, dass die Implantate wohl für eine autarke Versorgung des Körpers für etwa fünfundvierzig Minuten sorgen konnten.

Das sollte ausreichen, um an die Wasseroberfläche zu gelangen. Meine Implantate sollten mir auch dabei helfen, die Dekompression zu unterstützen.

Ich sprengte die Notluke auf, was aufgrund des fehlenden Gegendrucks recht unproblematisch ablief. Ich sah einen relativ großen blauen Fisch mit gelbem Muster nah an mir vorbeischwimmen. Laut der Aufzeichnungen des Elektronengehirns war dieser ein Fisch, der im Erdozean lebte und der Ende des einundzwanzigsten Jahrhunderts ausgestorben war, wobei Wiederansiedlungsversuche Mitte des zweiundzwanzigsten Jahrhunderts erfolglos gewesen waren.

Das Wort »ausgestorben« und die Jahresangabe trafen mich hart. Immerhin war es die Erde. Wenn die Angaben korrekt gewesen waren, habe ich soeben einen Zeitsprung von zwei- oder dreihundert Jahren in die Vergangenheit vollzogen. Zeitreisen waren doch eigentlich unmöglich. Wir konnten zwar mittlerweile durch Wurmlöcher schneller als das Licht in andere Bereiche der Galaxis fliegen, aber Zeitsprünge hatte noch niemand vollzogen.

Meine ganze Situation produzierte viele hässliche Fragen in meinem Kopf. Hatte ich jetzt schon durch meine reine Anwesenheit die Zukunft geändert? Bestand etwa die Gefahr eines Raum-Zeit-Paradoxons, so dass ich mich demnächst selber auflöse – und den ganzen Planeten gleich mit?

Hier auf dem Meeresgrund war das Sonnenlicht schwach zu erkennen. Ich schwamm langsam aufwärts in Richtung der Wasseroberfläche.

Die Tiefe war mit vom Elektronengehirn geschätzten fünfundzwanzig Metern noch hinnehmbar – ich hätte ja auch auf viertausend Meter Tiefe sinken und das Schiff sofort zerquetscht werden können. Mir fiel etwas ein. Solange wir noch Verbindung zu einigen Schiffssystemen hatten... Wieso sagte ich eigentlich immer »wir«, wenn ich von mir und meinem Elektronengehirn redete? Wie war dieser Zustand zu bezeichnen: »Alter Ego«? War das irgendeine psychische Störung? Eigentlich bräuchte ich noch ein paar Wochen Training, um mit meinen Implantaten vernünftig kommunizieren zu können, aber ich war jetzt hier in der verdammten Vergangenheit ohne Verbindung in »meine« Zeit gefangen!

Also gut: Solange noch Verbindung zum Schiff bestand, musste ich handeln, um hier in der Vergangenheit nicht allzu viele Spuren zu hinterlassen. Das Schiff war sowieso vollkommen unbrauchbar und bergen konnte ich auch nicht wirklich etwas. Daher ließ ich das Elektronengehirn die Selbsterstörung aktivieren mit einem Countdown von sechzig Minuten.

Die Wasseroberfläche erreichte ich nach etwa einer halben Stunde; ich wollte ja nicht zu schnell aufsteigen. Ich öffnete die elektronischen Ventile in Luft- und Speiseröhre, hustete den Rest des Wassers aus und schaute mich um. Jetzt war mir auch klar, warum das Sonnenlicht so schwach zu erkennen war. Da ich mich in tropischen Gewässern befinden musste, wie die

Identifikation des Fisches ergeben hatte, dämmerte es und das Sonnenlicht verschwand relativ schnell. Ich versuchte, soweit wie möglich vom Schiff wegzukommen. Die Energiespeicher hatte ich an Bord noch einmal so gut es ging aufgeladen, und so kam ich mit gleichmäßigen Kraulbewegungen zügig voran.

Schon bald meldete das Elektronengehirn, dass die Selbstzerstörung in dreißig Sekunden bevorstand.

Die ersten Sterne zeigten sich und ich versuchte, meine Position zu bestimmen. Dazu ließ ich vom Elektronengehirn mein rechtes Auge auf Nachtsichtmodus umschalten.

Ich hörte ein dumpfes Grollen und eine Seemeile weiter war eine kleine Wassersäule aufgestiegen, von der aus sich eine Welle auf mich zu bewegte. Von der Welle wurde ich sanft hoch- und dann wieder herunter gehoben, als sie mich erreichte. Die Selbstzerstörung des Schiffs war also erledigt. Nun zu meiner Position. Zunächst unterbrach mich jedoch mein Elektronengehirn und meldete, dass keinerlei elektromagnetischen Funkwellen zu finden waren. Ich ließ es nochmals alle bekannten inklusive der geheimen militärisch genutzten Frequenzbänder durchsuchen, aber es gab nichts, überhaupt nichts. Es war keine Nahfeldkommunikation zu messen, keine Satellitenkommunikation, keine Hyperraumkommunikation und noch nicht einmal Radio oder Fernsehen, wie es früher hieß. Auch das nächstgelegene Wurmloch »sendete« konstant auf seinen bekannten Frequenzen, was bedeutete, dass niemand es nutzte oder in jüngerer Vergangenheit genutzt hatte.

Ich musste also wohl die Jahreszahl noch einmal um zwei Jahrhunderte in die Vergangenheit korrigieren, also vor der Nutzbarmachung von elektromagnetischen Funkwellen. Laut Elektronengehirn lebten zum Beispiel Nikola Tesla oder Heinrich Hertz Ende des neunzehnten Jahrhunderts, daher musste ich meine jetzige Zeit auf das Ende des neunzehnten Jahrhunderts setzen. Da ich keine Funkpeilung haben konnte, musste das Elektronengehirn eben den Sternenhimmel analysieren und daraus den Zeitpunkt ermitteln. Ich hoffte nur, dass jetzt das Datum nicht noch weiter in die Vergangenheit verschoben werden musste, aber das tatsächliche Ergebnis hatte es dann doch in sich.

Anhand des Sternenhimmels ermittelte das Elektronengehirn als Datum den achten Mai 1581 und als Position zweiundzwanzig Seemeilen nordöstlich der Insel Grenada in der Karibik.

Glücklicherweise befand ich mich also nicht mitten im Ozean tausende von Seemeilen vom nächstgelegenen Land, sondern nicht allzu weit von dieser Insel entfernt. Das Navigationsmodul lieferte mir anhand der Sternkonstellation den Kurs auf diese Insel und ich schwamm langsam, aber gleichmäßig los. Ich war ja schließlich kein Langstreckenschwimmer, obwohl es sich durch meine verstärkten Muskelkräfte so anfühlte.

1581. Schon lieferte mir das Elektronengehirn, was damals in dieser Gegend los war – und es war, drücken wir es einmal so aus, nicht die ruhigste Gegend der Erde zu dieser Zeit. Spanische *Conquistadores* befanden sich in der Eroberung Mittel- und Südamerikas sowie der karibischen Inseln, England und Spanien befanden sich deswegen inoffiziell in Kriegshandlungen, England unterstützte ebenfalls inoffiziell die hier ansässigen Piraten gegen Spanien.

Das waren ja keine guten Aussichten, denn ich war hier genau zwischen den Fronten gelandet. Ich musste daher höllisch aufpassen, nicht die Zukunft zu verändern. Womöglich war ich eines Tages höchstpersönlich dafür verantwortlich, dass es gar nicht *Lateinamerika*, sondern irgendwie anders heißen würde, *Angelsächsischamerika* oder so ähnlich.

Ich vertrieb mir die Zeit damit, dem Ganzen, immer bizarrere Namen zu geben, je nachdem, wer die Oberhand bekam. Als Favoriten kristallisierten sich *Inkaamerika* und *Piratamerika* heraus.

Die Insel erreichte ich im Morgengrauen. Ein paar hundert Meter östlich der Stelle, an der ich an Land gekommen war, befand sich die Mündung eines Süßwasserflusses. Das Salzwasser abwaschen zu können, war schon einmal gut, da ich nicht wusste, ob und wie meine Implantate auf den Kontakt mit Salzwasser reagierten. Ich ging daher in Richtung der Mündung. Ein dichter und undurchschaubarer Regenwald, aus dem ab und zu Tierlaute drangen, reichte bis direkt an den Strand. An der Flussmündung wich der Wald etwas vom Ufer zurück und mein Weg führte mich einige Meter entlang des Waldrandes flussaufwärts. Hier schien eine gute Stelle zu sein.

Ich zog meine gesamte Kleidung aus, spülte sie gründlich in Süßwasser und legte die Kleidungsstücke zum Trocknen auf ein paar am Flussufer liegende Steine in die Sonne, die jetzt immer höher stieg. Danach spülte ich auch von mir selbst die Salzwasserreste ab und nahm dabei mehrere große Schlucke Süßwasser. Ich ging aus dem Wasser und setzte mich auf einen großen Stein, um ebenfalls zu trocknen.

Ich schaute mich um. Eine Tropeninsel auf der Erde war – unbeachtet der politischen Lage zur Zeit – nicht die schlechteste aller Möglichkeiten; es hätte auch wesentlich schlimmer kommen können. Eine Wüste zum Beispiel. Oder ein Planet oder Mond mit nicht atembarer oder gar keiner Atmosphäre. Ein Eisplanet. Irgendwo im luftleeren Weltraum, am anderen Ende der Galaxie weit abseits jeglicher Raumstationen.

Ich streckte mich und genoss die wärmenden Sonnenstrahlen.

Der Trocknungsgrad sah nach etwa fünfzehn Minuten schon recht gut aus und so stand ich auf und wendete die Kleidungsstücke, so dass sie vollständig trocknen konnten. Ich setzte mich wieder auf den Stein und überlegte, wie es weitergehen sollte. Dank der Implantate und der gentechnischen Modifikationen würde ich deutlich langsamer altern, und so konnte ich mir vorstellen, an diesem Ort die nächsten einhundertfünfzig bis zweihundert Jahre zu verbringen. Ich würde in der tropischen Wärme eine ruhige Kugel schieben und dabei möglichst wenig ins Tagesgeschehen einzugreifen versuchen. Es gab aber ein Problem – für mich als Berufspessimisten gab es eigentlich immer ein Problem. Ich war der erste Hybrid im »Praxiseinsatz« und so konnte ich in keinsten Weise voraussehen, wie der Alterungsprozess tatsächlich ablaufen würde.

Zunächst einmal wollte ich mir jedoch einen Unterschlupf suchen und etwas Nahrung beschaffen. Ich ging nicht davon aus, von dieser Insel in nächster Zeit wegkommen zu können.

Durch die warmen Sonnenstrahlen waren alle Kleidungsstücke und auch die Schuhe nach kurzer Zeit vollständig getrocknet. Ich kleidete mich wieder an und folgte dann dem Flusslauf ins Landesinnere.

Der Regenwald wurde immer dichter, je weiter ich mich von der Küste entfernte, und so musste ich mehr in als neben dem Fluss laufen. Das Trocknen der Schuhe war vollkommen umsonst gewesen. Dem nervenden Elektronengehirn hatte ich außerdem untersagt, jeden zu hörenden Tierlaut identifizieren zu wollen, was mir auf dem Fußmarsch eine angenehme innere Ruhe verschaffte.

Hinter der nächsten Flussbiegung hielt ich inne. Ich hörte ein Rauschen, welches vom Elektronengehirn als Wasserfall identifiziert wurde.

Tatsächlich konnte ich durch den dichten Wald in einiger Entfernung eine Gischtwolke und den dazugehörigen Wasserfall erkennen. Wo ein Wasserfall war, da waren auch Felsen, vielleicht eine Höhle. Zu meinem großen Missvergnügen war keine Detailkarte dieser Insel vorhanden, denn die Daten wurden im Ersten Interstellaren Krieg vernichtet. Dann wollte ich die Insel eben vollkommen neu erkunden und vermessen. Genügend Zeit hatte ich ja. Vielleicht gab es beim Wasserfall einen erhöhten Punkt, von dem aus ich eine bessere Übersicht bekam. Daher machte ich mich weiter auf den Weg in Richtung des Wasserfalls, immer am Ufer des kleinen Flusses entlang.

Nach etwa einer Dreiviertelstunde Fußmarsch, bedingt durch den mäandernden Lauf des Flusses, erreichte ich den Wasserfall, der sich in einen kleinen See ergoss. An sich war das eine landschaftlich sehr reizvolle Szenerie, wie geschaffen für eine Urlaubsreise. Ich war hier allerdings eher nicht zum Vergnügen, sondern musste mich nach einem Unterschlupf umsehen. Die neuen Fähigkeiten, die mir meine Implantate boten, nämlich mit den Augen in unterschiedliche Richtungen schauen zu können, konnte ich jetzt einmal ausprobieren, indem ich mein linkes Auge nach einer Höhle oder Ähnlichem suchen ließ und mein rechtes Auge auf den Pfad vor mir gerichtet hatte.

Über der jetzt im Hintergrund zu sehenden Bergkette zogen sich die Wolken immer dichter zusammen. Tropischer Regenwald, na klar. Von irgendwo her musste sich der Wasserfall ja speisen.

Da bald ein heftiges Tropengewitter aufzog, musste ich mir schleunigst ein Dach über dem Kopf suchen. Eine Felsöffnung direkt neben dem Wasserfall sah vielversprechend aus. Ich ging um den See herum und kletterte die Felswand herauf. Die Felsöffnung entpuppte sich tatsächlich als Höhle und bot einen gewissen Schutz, vor allem bei Gewittern oder wenn die Hurrikan-Saison startete.

Die Sturmsaison startete ja schon in einem Monat im Juni, daher beschloss ich, erst einmal hierzubleiben.

Das Elektronengehirn suchte in der Wissensdatenbank heraus, wie es speziell hier um diese Zeit in der Karibik gesehen mit den schweren Hurrikanen aussah. Gleich drei Mal, nämlich 1568, 1575 und 1615 wurde Puerto Rico getroffen. Erst mit dem Einsatz des globalen Wetterbeeinflussungssystems im zweiundzwanzigsten Jahrhundert konnte den Hurrikanen ihre Zerstörungskraft genommen werden. Hier in der Karibik war es also hurrikanmäßig nicht ganz risikolos, aber ich befand mich im Jahr 1581 und der nächste schwere Sturm würde daher sowieso erst in ein paar Jahren hier durchziehen.

Ich beschloss, das Innere der Höhle zu untersuchen und schaltete das rechte Auge in den Nachtsichtmodus.

Die Höhle ging etwas mehr als zwanzig Meter in den Fels hinein. Ich konnte keine Fledertiere, größere Reptilien oder Insekten entdecken, und so schaltete ich den Nachtsichtmodus wieder aus. Die kleine Höhle hatte ich also erst einmal für mich und ich begab mich wieder zum Höhleneingang. Ein großer Stein bot dort eine gute Sitzgelegenheit, um so die Umgebung beobachten zu können. Erst einmal zog ich die jetzt wieder nassen Schuhe aus.

Von hier oben konnte ich in der Ferne das türkisblaue Meer sehen, in das mein Schiff versunken war. Ein feiner Sprühnebel lag in der Luft, was die Tropenfeuchte noch ein wenig verstärkte. Das gleichmäßige Rauschen des Wasserfalls übertönte alle anderen Geräusche. Gegen dieses Rauschen konnten selbst die hochentwickelten Audio-Filter meines Elektronengehirns nichts ausrichten und so verlagerte ich mich auf die rein optische Aufklärung, welche vom Elektronengehirn durch einen Bewegungsdetektor unterstützt wurde.

Der Bewegungsdetektor erfasste einige Vögel, die in den Baumwipfeln des Regenwaldes umher flogen. Die Vögel waren zwar recht farbenfroh, aber interessierten mich zur Zeit nicht. Ich änderte daher den Suchbereich auf das unmittelbare Bodenniveau und schaltete das linke Auge auf automatischen Betrieb. An die Benutzung dieser Funktion musste ich mich erst gewöhnen; hätte ich nur noch mehr Übung gehabt. Mit dem rechten Auge schaute ich mir derweil die Umgebung des Sees an. Es gab sogar einen kleinen Sandstrand und ein paar Sandbänke an der Stelle, an welcher der See in den kleinen Fluss überging. Tatsächlich war es hier ein Umfeld zum Urlaub machen. Der See sah darüber hinaus tief genug aus; man könnte von hier aus sogar ein Klippenspringen veranstalten. Mittelfristig musste ich mir allerdings ein wenig Nahrung suchen, Trinkwasser war ja zum Glück ausreichend vorhanden, sogar fließend. Ich konnte den kleinen Felsabsatz dort am Wasserfall als Dusche... Die planenden Gedanken wurden vom Elektronengehirn unterbrochen.

Es hatte eine Bewegung auf dem Bodenniveau in der Nähe der Höhle entdeckt. Genauer gesagt handelte es sich um eine einzelne Person, der drei Personen im Abstand folgten. Zudem verringert sich der Abstand zwischen der einzelnen Person und ihren offensichtlichen Verfolgern.

Ich schaltete das linke Auge wieder zu und sah, wie ein junges Mädchen von drei Männern in Uniform verfolgt wurde. Die Uniformen konnte ich anhand der Einträge in der Wissensdatenbank als Spanisch identifizieren; es waren ein »Sargento« und zwei »Cabo«. Ein spanischer Sergeant und zwei Corporals waren also hinter dem Mädchen her, aus welchen Gründen auch immer. Ich erinnerte mich, was die Wissensdatenbank über das sechzehnte Jahrhundert in der Karibik ausgesagt hatte: Die Spanier waren sozusagen der Feind.

Die Soldaten hatten das Mädchen jetzt eingeholt, da es plötzlich stark humpelte. Bei dem Mädchen handelte es sich eher um eine junge Frau, wie ich beim näheren Heranzoomen feststellen musste. Einer der Soldaten packte die junge Frau und ein anderer schlug ihr mit der flachen Hand ins Gesicht. Aus einem Nasenloch begann bald ein dünner Blutstrom zu fließen, der mit der Zeit etwas größer wurde. Ich erschrak – und wunderte mich, dass ich mich trotz des alles unter Kontrolle haltenden Elektronengehirns noch erschrecken konnte. Alles, was Recht war, aber das Schlagen kleiner Mädchen gehörte definitiv nicht dazu.

Sollte ich eingreifen? Ja, ich musste eingreifen! Das Elektronengehirn sprach sofort eine Warnung aus, dass der Eingriff die Zukunft unvorhersehbar verändern konnte.

Diese Warnung kam fast schon zu spät. Hatte ich nicht alleine durch meine pure Anwesenheit die Zukunft verändert? Hatte nicht die Sprengung des Schiffes das Meeres-Ökosystem an der Stelle für die Zukunft verändert? Kleine Ursache, große Wirkung? Wie war das noch gleich mit dem »Schmetterlingseffekt«: Kleine Ursache, große Wirkung?

Ich hatte also schon etwas verändert – unumkehrbar verändert! Wenn ich mich also sofort, morgen oder vielleicht erst nächste Woche in ein Paradoxon auflöse, so geschah das wenigstens

in einer schönen Gegend!

Einer der Soldaten riss der jungen Frau ihr Kleid vom Leib. Sie hatten offenbar vor, sie zu missbrauchen. Das war zu viel.

Ich zog hastig die Schuhe wieder an, kletterte die Felswand herab und lief in schnellen Schritten um den See herum. Je weiter ich mich vom Wasserfall entfernte, desto besser konnte das Audio-Modul wieder andere Geräusche wahrnehmen. So konnte ich bald darauf das angstvolle Wimmern des Mädchens und auch das Gejohle der Soldaten hören. Zügig näherte ich mich der kleinen Lichtung, auf der sich die Soldaten und das Mädchen aufhielten. Nun musste ich mir eine Taktik überlegen, wie ich die Soldaten überwältigen und das Mädchen aus ihrer Gewalt befreien könnte. Drei bewaffnete Männer gegen einen unbewaffneten; ich war ja auf einem Trainingsflug in befriedetem Gebiet unterwegs gewesen und hatte daher auch keine Waffen bei mir. Ich hatte allerdings zwei Dinge auf meiner Seite: Erstens das Überraschungsmoment sowie zweitens die Kraft und Schnelligkeit, die ich dank meiner Implantate neu hinzugewonnen hatte.

Jetzt war ich so weit vorgedrungen, dass ich einzelne Stimmen unterscheiden konnte. Die Sprache wurde als Spanisch identifiziert und das Elektronengehirn aktivierte das entsprechende Sprachmodul. Soeben hatte ich interessante Funktion des Elektronengehirns kennengelernt, die ich gerne weiter erforscht hätte, aber jetzt hatte ich erst einmal andere Prioritäten.

»Lasst mich doch endlich in Ruhe!«, hörte ich das Mädchen die Soldaten anflehen.

Der Sergeant entgegnete: »Das hättest du wohl gerne!« und knöpfte sich seine Hose auf.

Ich hatte zwar erst zwei Kampftrainingseinheiten mit den neuen Implantaten absolviert, um meine neu gewonnenen Fähigkeiten und Kräfte sinnvoll einsetzen zu können, aber das musste reichen. Auf meine Gedanken, was ich für eine Kampftechnik nehmen sollte, lieferte mir das Elektronengehirn eine Karatetechnik-Vorlesung, was ich aber sofort abbrach. Das Elektronengehirn sollte besser die Aktionen und Reaktionen spontan nach den Reaktionen meiner Gegner festlegen.

Die Gelegenheit war günstig, da einer der Soldaten mit heruntergelassener Hose dastand.

Ich startete den Angriff und trat hinter dem Baum hervor, hinter dem ich mich versteckt hatte. Der plötzliche Angriff traf die Soldaten vollkommen unvorbereitet. Den ersten erwischte ich mit meiner Fußspitze an der Halsschlagader, so dass er sofort zusammensackte. Der zweite bekam einen Faustschlag in die Magengegend und sackte ebenfalls zusammen. Zwischenzeitlich hatte der dritte Soldat, der Sergeant, seine Hose wieder hochgezogen und ging mit seinem Säbel in der Hand auf mich los. Ich sah aus dem Augenwinkel, dass das Mädchen sich an einen Baumstamm gelehnt hatte und versuchte, sich das Blut aus dem Gesicht zu wischen. Ich schaute sie an, lächelte leicht und zwinkerte mit dem rechten Auge. Dem Sergeant trat ich seinen Säbel mit einem gezielten Fußtritt aus der Hand, um nach einer Drehung ihn mit einem Tritt in sein Gesicht kampfunfähig zu machen.

»Und das ist dafür, dass du jungen ›muchachas‹ ins Gesicht schlägst!«, fauchte ich auf Spanisch.

Der Sergeant fiel mit blutender Nase auf den Boden und blieb regungslos liegen. Ich schaute mich um. Keiner der Soldaten bewegte sich mehr. Nicht schlecht für den ersten Nahkampf mit Implantaten unter »Echtbedingungen« nach so wenig Training. Ich hob das Kleid vom Boden

auf, klopfte Staub und Blätter ab und reichte es dem Mädchen. Das unbekleidete und verängstigte Mädchen kauerte sich aber nur noch weiter zusammen und schaute mich mit angsterfüllten Augen an.

Ich warf ihr das Kleid zu und sagte freundlich: »Komm' schon! Ich werde die auch nichts tun! Wir müssen hier verschwinden, bevor das Gewitter oder weitere Soldaten kommen!«

Sie schaute mich an und versuchte aufzustehen. Sofort knickte das rechte Bein ein, als sie den rechten Fuß belasten wollte. Ich schaute mir die Fußsohle an und entdeckte einen großen Holzsplitter.

Ich bot ihr an, den Splitter zu entfernen, aber sie zog jedoch das Bein zurück und versuchte selbst, sich den Splitter herauszuziehen. Dies gelang auch, aber bald blutete die Wunde etwas. Ich riss aus dem Hemd eines Soldaten mehrere Stoffstreifen heraus und faltete sie zusammen.

Ich beugte mich über das Mädchen und meinte: »Ich muss das verbinden und die Blutung stoppen. Kann ich dir nicht bitte endlich helfen?«

Ihr schwaches Nicken interpretierte ich als Zustimmung und so konnte ich mit einem der Stoffstücke die Wunde reinigen. Mit einem anderen Stoffstück legte ich einen Verband an. Danach bat ich das Mädchen, aufzustehen und den Fuß testweise zu belasten.

Das Elektronengehirn unterbrach mich, weil es Alarm schlug, da es eine Annäherung aus einer Entfernung von zwei Metern und aus Richtung fünf Uhr wahrgenommen hatte. Einer der Soldaten war offensichtlich wieder zu sich gekommen und hatte aufstehen können. Ich drehte mich blitzschnell nach rechts und verpasste ihm einen Tritt, so dass er wieder zu Boden ging. Das Mädchen schaute mich mit noch weiter aufgerissenen Augen an. Von einer Art »Annäherungsalarm« hatte mir auch noch niemand etwas erzählen können. Ich war gespannt, was noch alles an versteckten Dingen in meinem Elektronengehirn auftauchen würde. Wie nannte man das? »Ostereier«.

In der Ferne hörte ich Donnerrollen, so dass ich zum Ostereiersuchen jetzt keine Zeit hatte.

»Wir müssen jetzt hier wirklich weg. Zieh' dich an! Geht es mit dem Laufen?«

Sie nickte leicht und versuchte, sich ihr Kleid überzuziehen. Es war so zerrissen, dass es erneut herabrutschte und sie wieder unbekleidet da stand. Sie versuchte es erneut und bei diesem Versuch rutschte das Kleid nicht mehr herunter. Es bestand aber im Prinzip nur noch aus Fetzen und so zeigte es mehr, als es verhüllte. Ich fragte mich, wieso ich mich nicht zu ihr hingezogen fühlte, da ihr frühreifer Körper in seiner unbekleideten Gesamtheit wirklich nicht unattraktiv war – auch wenn ich fürwahr eher auf reifere Frauen stand. Altersmäßig konnte die Kleine schließlich meine Tochter sein. Es war mein Elektronengehirn, welches umgehend eine Antwort lieferte.

Offenbar hatte ich eine Art Verteidigungsmechanismus eingebaut bekommen, so dass sexuelle Gefühle während Kampfhandlungen deaktiviert wurden und explizit wieder eingeschaltet werden mussten. Wieder hatte ich so ein »Osterei« entdeckt! Um mich nicht unnötig abzulenken, ließ ich die sexuellen Gefühle erst einmal ausgeschaltet. Es war interessant, dass an so eine Funktionalität überhaupt gedacht wurde, als jemand die Aufgabe bekommen hatte, das Elektronengehirn zu programmieren.

Ich zog mein Hemd aus und reichte es dem Mädchen.

»Wer bist du?«, fragte sie, als sie das Hemd entgegen nahm und die aufgenähten Abzeichen sah. »Woher kommst du? Spanier bist du nicht.«

Sie hatte offensichtlich ihre Sprache wiedergefunden. Die auf dem Hemd sichtbaren Schriftzeichen konnte sie natürlich nicht entziffern – sofern sie überhaupt lesen und schreiben konnte –, da diese Schrift erst in etwa siebenhundert Jahren von einer außerirdischen Zivilisation übernommen und als so genannte »Galaktische Standardschrift« für die gesamte Raumfahrt festgelegt werden würde. Um nicht immer wieder dieselben Fragen beantworten zu müssen, war es dringend erforderlich, mir irgend eine Art einer zu mir und zu der Epoche passende Identität zuzulegen. Spanier ging nicht, schon wegen meiner blauen Augen. Engländer und Niederländer auch nicht, da ich keiner möglichen Kriegspartei hier in der Gegend angehören wollte. Also nahm ich das Deutsche Reich.

Der passende Namensvorschlag des Elektronengehirns war daraufhin *Johannes von Eysenbruch*. Dieser passte auch zu meinem Aussehen. Meine Identität konnte sowieso niemand hier fernab des Deutschen Reichs verifizieren – und ein weltumspannendes Datennetz zur sofortigen Überprüfung würde erst etwa vierhundert Jahre später in den Startlöchern stehen. Das Elektronengehirn lieferte auch gleich andere dazu passende Daten mit.

Das Mädchen hatte sich mein Hemd übergestreift und zugeknöpft. Die Ärmel waren natürlich viel zu lang und ich krepelte sie hoch. Ich trat einen Schritt zurück. Das für das Mädchen deutlich zu große Hemd sah jetzt an ihr wie ein Kleid aus.

»Na also, geht doch«, stellte ich zufrieden fest. »Mein Name ist Johannes. Johannes von Eysenbruch aus Hamburg im Deutschen Reich, einer Hafenstadt weit jenseits des großen Meeres in Europa. Mein Schiff ist gesunken und ich habe mich gerade so hier an Land retten können.«

Letzteres entsprach sogar halbwegs der Wahrheit. Was für ein Schiff das genau war, musste ich ja nicht preisgeben.

»Mein Name ist Carmen. Mein Dorf liegt dort bei den Bergen.«

Sie zeigte in die Richtung, aus der sie und die Soldaten gekommen waren.

Die Sonne zog sich hinter dunkle Wolken zurück und wieder war leiser Donner zu hören. Ich nahm dem Sergeant seinen Dolch ab und befestigte das Futteral am meinem Gürtel. Einer der anderen Soldaten trug ebenfalls einen Dolch, den ich Carmen reichte.

»Kannst du damit umgehen?«, fragte ich sie.

Sie nickte und meinte: »So wie du kämpfen kannst, brauchst du eigentlich keine Waffen. Du hast – unbewaffnet! – drei spanische Soldaten kampfunfähig gemacht und du bist schnell, sehr schnell. So etwas habe ich noch nie gesehen.«

Sie war sehr aufmerksam; ich musste mir merken, zukünftig darauf acht zu geben. Ich konnte ihr allerdings nicht preisgeben, dass ich sozusagen ein »Mensch-Maschine-Krieger« aus der Zukunft war, obwohl ich sie eigentlich für nicht unintelligent hielt. Als Konsequenz daraus wollte ich ab jetzt versuchen, nur noch in äußersten Notsituationen meine Fähigkeiten so offen zur Schau zu stellen.

Ich schaute ihr tief in die Augen und sagte zu ihr: »Es wäre schön, wenn wir beide mein kleines Geheimnis erst einmal für uns behalten könnten. Wir müssen jetzt aber wirklich gehen, bevor das Gewitter da ist. Ich höre schon wieder einen Donner!«

Aus der Lufttemperatur, dem Luftdruck und der relativen Luftfeuchtigkeit errechnete das Elektronengehirn den Ort des Blitzeinschlags in etwas mehr als drei Kilometer Entfernung. Da war ja eine interessante Funktion, die da wieder einmal im meinem Elektronengehirn versteckt war. Vor nicht allzu langer Zeit hatte ich bei Gewittern noch einfach »einundzwanzig, zweiundzwanzig, ... « gezählt.

Carmen stand auf, ich nahm sie an die Hand und wir machten uns auf den Weg Richtung Höhle. Wegen ihres verletzten Fußes kamen wir aber nur langsam voran. Wenn wir diese Geschwindigkeit beibehalten, würden wir die Höhle niemals rechtzeitig vor dem Regenguss erreichen. Obwohl es mir körperlich und auch technisch nichts ausmachte, wollte ich nicht schon wieder vollkommen durchnässt werden. Daher blieb ich stehen.

»Carmen, ich werde dich jetzt tragen, damit wir schneller werden. Ich mag nämlich keine Gewitter.«

Nicht dass ich die Gewitterangst nur vortäuschte, um so weiter ihr Vertrauen gewinnen zu können, aber mir war nicht ganz wohl bei dem Gedanken eines Blitzeinschlags in unmittelbarer Nähe meiner implantierten – hochsensiblen – Elektronik. Das Elektronengehirn beruhigte mich, dass Kernsystem-Module der Kategorien A, B und C, was immer diese auch waren, gegen (nukleare) elektromagnetische Impulse und Blitzeinschläge abgeschirmt waren. Alle anderen Systeme müssten dagegen vorübergehend abgeschaltet werden, was mir nicht ganz einleuchtete. Sollte ich dann bei Gewittern einfach stehen bleiben? Ich hoffte, dass die Abschaltung nicht automatisch und ohne Vorwarnung erfolgte.

Der Hinweis, dass zur Deaktivierung ist ein expliziter Befehl erforderlich war, beruhigte mich etwas, da ich nicht plötzlich irgendwo stehen bleiben würde. Ich nahm Carmen auf den Arm und sie schlang ihre Arme um meinen Hals. Nun kamen wir schon bedeutend schneller voran und bald erreichten wir den See mit dem Wasserfall. An der Felswand angekommen, schaute ich mich um. Auch das Elektronengehirn hatte eine Verfolger detektiert.

Ich wies Carmen an, sich jetzt besonders fest an mich zu klammern, so dass ich eine Hand frei bekam. Daher konnte ich jetzt mit ihr vorsichtig die Felswand hinauf klettern. Auf den letzten Metern vor dem Höhleneingang trafen uns noch ein paar große Regentropfen, aber als der Gewitterguss seine volle Stärke erreichte, waren wir schon im Schutz der Höhle angekommen. Ich setzte das Mädchen auf dem Boden ab. Vor der Höhle prasselte der schwere Tropenregen herunter und übertönte sogar noch das Rauschen des Wasserfalls.

Carmen schaute auf das Hemd, von welchem einige Regentropfen abgeperlt waren. Sie strich mit der Hand über den Stoff, befühlte ihn zwischen den Fingern und begutachtete die Nähte.

»Was ist das für ein Stoff, in dem ich nicht schwitze, der aber auch nicht nass wird, wenn Regen auf ihn fällt?«, fragte sie. »Und wer kann so feine Nähte herstellen? Meine Eltern – und ich auch – sind Schneider, ich weiß also, wovon ich rede. Gibt es so einen Stoff jenseits des großen Meeres zu kaufen?«

Wieder einmal war ich in eine Technologie-Falle getappt und musste versuchen, diese zu umschiffen. Nähmaschinen sowie wasserabweisende und atmungsaktive Textilien gab es im Jahr 1581 natürlich noch nicht.

Ich dehnte die Wahrheit wieder einmal etwas stärker, indem ich sagte: »Ja, das ist ein spezieller Stoff, den man aber noch nicht kaufen kann.«

Dass das »noch nicht« die Zeitspanne von etwa fünfhundert Jahren umfassen würde, verschwieg ich allerdings.

Sie ließ aber nicht locker und fragte: »Kannst du mir und meinen Eltern trotzdem so einen Stoff besorgen?«

»Ich bin Forschungsreisender, kein Händler«, rechtfertigte ich mich, meine Legende beachtend.

Erfreulicherweise wurde diese Konversation durch einen sehr hellen Blitz unterbrochen, der fast zeitgleich auf einen krachenden Donner folgte. Ich war also noch einmal davon gekommen, auch noch die feinen und gleichmäßigen Nähte des Hemds erklären zu müssen. Carmen klammerte sich an mich und zitterte leicht.

Ich nahm sie in den Arm und meinte: »Gut, dass wir es hier trocken haben.«

Eine der Eigenschaften des Tageszeitenklimas sind die kurzen Gewitter, und so hörte der Starkregen nach wenigen Minuten wieder auf. Nun war der Wasserfall wieder das lauteste Geräusch. Der Regenguss kam genau zur richtigen Zeit, hatte er doch alle unsere Spuren, die von den überwältigten Soldaten hierher zur Höhle führten, gründlich verwischt. Es wurde zügig wieder heller und ich konnte beobachten, wie von den Baumkronen leichte Nebelschwaden aufstiegen, die sich aber sehr schnell in der heißen Äquatorsonne wieder auflösten.

Ich beschloss, mir Carmens verletzten Fuß anzusehen, da ich auf dem Verband kleine rote Stellen entdeckt hatte. Vorsichtig wickelte ich den Verband ab und sah mir die Wunde genauer an. Das Nasenbluten hatte von selbst aufgehört, so dass ich mich nicht darum kümmern musste. Eine Rötung der Wundränder war ein Anzeichen für eine beginnende Entzündung, wobei das Tropenklima die Entzündung auch noch beschleunigen konnte.

Das Elektronengehirn riet mir Medikamentengabe an, dummerweise hatte ich allerdings das Erste-Hilfe-Päckchen aus dem Schiff auf dem offenen Meer verloren, ohne es zu merken. So war ich gezwungen, auf Naturheilmittel auszuweichen. Ich gab Carmen zu verstehen, dass ich im Wald nach etwas Medizin für ihren Fuß suchen wollte und bat sie daher, nicht zu versuchen, die Felswand alleine herunter klettern zu wollen. Ihr Vertrauen in mich war offenbar weiter gewachsen und so versicherte sie, dass sie auf jeden Fall auf mich warten wollte.

Ich kletterte vorsichtig die Felswand hinunter, die vom Regen an einigen Stellen noch recht nass war. Ich versuchte es als Erstes an der Stelle, an welcher der Urwald am dichtesten war, denn hier in einem Tropischen Regenwald mit seiner vielfältigen Fauna musste es doch etwas Passendes geben. Ich beschloss, die Suche abzukürzen und die nächstbeste halbwegs taugliche Pflanze zu nehmen; die spanischen Soldaten konnten jederzeit hier auf der Bildfläche erscheinen. Gesteuert vom Elektronengehirn fokussierten sich meine Augen auf eine schilfartige und etwa kniehohe Pflanze mit gelbvioletten Blüten. Es meinte, in Ingwer die richtige Pflanze gefunden zu haben. Ich sollte die Wurzel ausgraben und den austretenden zähflüssigen Saft auf die Wunde auftragen.

Ich kannte Ingwer bisher nur als Würzmittel bei der Speisenzubereitung und war sehr gespannt, ob dies funktionieren würde. Vorsichtig grub ich die Pflanze mit den Händen aus. Die zum Vorschein kommende Wurzelknolle sah jetzt schon eher wie der Ingwer aus, wie ich ihn aus der Küche kannte. Außer ein paar Waldtieren, einem plätschernden Bach und dem entfernten Rauschen des Wasserfalls war kein weiteres Geräusch zu hören, auch nicht von spanischen

Soldaten. Ich brach den oberen Teil der Pflanze und die Wurzeln ab, so dass ich nur noch die Ingwerknolle in der Hand hielt. Da ich wahrscheinlich die richtige Pflanze gefunden hatte, konnte ich mich wieder auf den Rückweg zur Höhle machen. Die Knolle und auch meine Hände wusch ich in dem nahegelegenen Bach gründlich aus.

Auf dem Weg zurück zur Höhle blieb mein Blick an einer Bananenstaude hängen. Ich erinnerte mich daran, dass ich als Hybrid mit meiner halbwegs autarken Energieversorgung zwar unter Umständen einige Wochen ohne Nahrung auskommen könnte – ausreichendes Sonnenlicht zum Aufladen der Energiespeicher vorausgesetzt –, das Mädchen aber jedoch nicht. Da ich nicht wusste, wie lange sie schon vor den Spaniern auf der Flucht war, beschloss ich, ihr etwas Nahrung zu besorgen. Daher riss ich die kleine Staude mit schon recht reifen Bananen ab. Mit der Staude unter den Arm geklemmt und mit der Ingwerknolle in der Tasche begab ich zum See.

Carmen begann zu lachen, als ich so an der Höhle ankam. Dass sie lachte, schien schon einmal ein gutes Zeichen zu sein. Ich fragte sie, ob sie hungrig wäre und reichte ihr die Bananenstaude. Zunächst wollte ich mich jedoch um ihren Fuß kümmern. Ich holte die Ingwerknolle aus der Tasche, presste etwas milchigen Saft aus ihr heraus und strich diesen vorsichtig mit meinem Zeigefinger auf Carmens Fußwunde. Anschließend verband ich den Fuß wieder mit einem frischen Stück Stoff.

Das Mädchen schien tatsächlich sehr hungrig gewesen zu sein, denn in kürzester Zeit hatte Carmen drei Bananen vollständig aufgegessen. Direkt am Höhleneingang lief ein kleines Rinnsal, ein »Ableger« des Wasserfalls, den Fels herunter. Ich zeigte Carmen dieses Rinnsal und sie nahm ein paar kräftige Schlucke. Satt aussehend setzte sie sich wieder auf den Stein.

Ich überlegte, wie es jetzt weitergehen sollte, könnte, musste. Aus dieser Zeitepoche kam ich in nächster Zukunft sowieso nicht mehr zurück in meine Zeit. Und jetzt hatte ich auch noch – mehr oder weniger freiwillig – die Verantwortung für ein junges Mädchen übernommen, die meine Tochter gewesen sein konnte, und konnte sie nicht gleich wieder abgeben. Sie konnte oder wollte aber mir noch nicht preisgeben, was genau ihr zugestoßen und wie lange sie schon auf der Flucht vor den spanischen Soldaten gewesen war. Ich hatte ja lediglich sozusagen die Schlussphase mitbekommen, als die Soldaten sie missbrauchen und eventuell töten wollten. Da das Trauma bei ihr wohl noch sehr stark war, beschloss ich, sie zunächst nicht entsprechend darauf anzusprechen zu wollen.

Ich sagte daher zu ihr: »Wir bleiben erst einmal hier, bis dein Fuß auskuriert ist, und dann sehen wir weiter. Ist das in Ordnung?«

Sie bejahte; zum Glück. Ich hätte nicht gewusst, was passiert wäre, wenn ich sie einfach hätte gehen lassen müssen. Da es bereits dämmerte, war es aber sowieso nicht mehr sinnvoll, heute noch aufbrechen zu wollen – obwohl meine Nachsichtfähigkeiten dies durchaus hätten zulassen können. Carmen sah außerdem recht erschöpft aus und sollte sich erst einmal ausschlafen. Bevor wir zu einem längeren Fußmarsch aufbrechen konnten, musste auch ihr Fuß ausreichend ausgeheilt sein.

»Schlaf' erst einmal. Wir sehen morgen weiter«, meinte ich.

Ich versuchte, aus dem Sand einige größere Steine herauszusammeln, so dass das Mädchen eine halbwegs bequeme Schlafstatt bekam. Ihr zerrissenes Kleid knüllte ich zu einem Kopfkissen zusammen. Die Tropendämmerung dauerte wieder nur einige Minuten und ein recht heller

Mond spendete dann noch so viel Restlicht, so dass ich meinen Nachtsichtmodus noch nicht einzuschalten brauchte. Carmen legte sich auf ihr improvisiertes Bett und war nach kürzester Zeit eingeschlafen, wie ich an ihren gleichmäßigen Atemzügen erkennen konnte. Nun war ich mit meinen Gedanken alleine und konnte beginnen, diese zu sortieren.

Mehrere hundert Jahre war ich nun also in die Vergangenheit katapultiert worden. Ich hatte mein Schiff – eher unabsichtlich – in einem Meer versenkt und mit der Selbstzerstörung in tausende von Teilen gesprengt. Ich hatte einem jungen Mädchen wahrscheinlich das Leben gerettet, Rettung für mich selbst war dagegen erst einmal nicht in Sicht. Vielleicht hatte ich Krankheiten in mir, unter Umständen auch Virenstämme außerirdischer Herkunft, gegen die ich zwar immun war, aber die Menschen hier nicht. Und ich hatte direkten Kontakt zu einem jungen Mädchen.

Bei mir wurde zwar eine Immunisierung durchgeführt gegen alles Mögliche, aber es würde schon früher oder später deutlich werden, wenn alle um mich herum an mysteriösen Symptomen erkrankten. Und das war noch nicht einmal das Schlimmste; ich war mir nämlich nicht sicher, wie lange es ohne Systemaktualisierungen gut gehen könnte. Fast ein die Hälfte von mir war ja im Prinzip eine Art Computer, und wie alle Computer benötigte auch dieser ab und zu eine Aktualisierung seiner Software. Noch gut konnte ich mich an einen fiesen Programmfehler erinnern; das war zu der Zeit, als ich gerade meine Implantate frisch bekommen hatte. Unter bestimmten Umständen konnte es nämlich passieren, dass Hybride ihr linkes Bein nicht mehr bewegen konnten. Hier, etwa achthundert Jahre von jedem Update-Server entfernt, könnte das vielleicht meinen Tod bedeuten – und jetzt auch noch den Tod des Mädchens, für das ich mich verantwortlich fühlte. Nun konnte ich nur hoffen, dass in der Software keine weiteren Fehler mehr urplötzlich auftauchten. In achthundert Jahren, falls ich solange technisch und körperlich am Leben bleiben würde, konnte ich mein Elektronengehirn dann ja wieder mit der aktuellen Software bestücken lassen.

Ich musste außerdem immer noch jederzeit damit rechnen, durch ein Raum-Zeit-Paradoxon ins Nichts gerissen zu werden – und meine mehr oder weniger direkte Umgebung eventuell gleich mit. Trotzdem musste ich mich jetzt in irgendeiner Form mit der Situation arrangieren. Ewig konnten wir in dieser Höhle nicht bleiben. Die Kleine brauchte etwas Vernünftiges zum Anziehen. Ihr Fuß musste heilen. Wir mussten ihre Eltern finden. Langsam begann ich mir außerdem die Frage zu stellen, warum ich gleich beim ersten Flug ohne Copilot. . .

Seit dem Start im Raumdock war ich noch nicht richtig zur Ruhe gekommen, die »Bewusstlosigkeit« einmal ausgenommen. Bevor mich noch die weiteren Stunden bis zum Morgengrauen die Gedanken umkreisten und mein Elektronengehirn und ich verschiedene Szenarien durchspielen würden, wollte ich auch noch etwas Schlaf finden. Ich hörte, wie Carmen weiterhin gleichmäßige Atemzüge von sich gab.

Nun war es natürlich so, dass Hybride zwar keinen Schlaf im klassischen Sinne benötigten, aber andererseits auch gar nicht richtig schlafen konnten. Mein Elektronengehirn arbeitete nämlich einfach in vollem Umfang weiter, es war, wie jede Steuerhard- und -software, rund und die Uhr im Dienst. Aber die Softwareentwickler hatten trotzdem so eine Art »Schlaf« für uns Hybride vorgesehen, da unsereiner auch einmal zur Ruhe kommen musste, um im wörtlichen Sinne »abschalten« zu können. Daher setzte ich mich an die Höhlenwand und lehnte mich an den Fels. Ich ließ den Hibernationsmodus und die Nahfeldüberwachung aktivieren.

Augenblicklich wurde mir schwarz vor Augen und ich sackte etwas zusammen. Es begann etwas, was man bei einem Nicht-Hybriden wohl als »tiefen und traumlosen Schlaf« bezeichnen würde.

Gegen ein Uhr nachts wurde ich dann vom Elektronengehirn »geweckt«, da Carmen im Schlaf laut nach ihrer Mutter gerufen hatte.

Die nächsten Tage verbrachten wir noch in der Höhle und ich sammelte täglich ein paar Früchte für Carmen. Ich selbst begnügte mich mit ein paar kleineren Portionen. Dank des Ingwersafts besserte sich ihre Fußwunde zusehends. Einmal kurz registrierte ich Bewegungen von der Stelle, an der ich die Spanier überwältigt hatte, aber ich beschloss, nicht genauer nachsehen zu wollen, um unseren Aufenthaltsort nicht preisgeben zu müssen.

Am zweiten Tag passierte es dann. Carmen schaute mich mit großen Augen an und hielt meinen rechten Arm umklammert, als ich gerade einmal wieder die Höhle verlassen wollte. Sie stellte die unvermeidliche Frage, die irgendwann einmal kommen musste. Ich hatte nur nicht erwartet, dass dies schon nach zwei Tagen der Fall sein würde.

»Wer bist du wirklich? Du bist nicht nur sehr stark und kämpfst wie ein Soldat, du kannst auch Dinge erkennen, die hinter dir sind. Du weißt sehr viel und du kennst dich auch mit Medizin aus. Ich habe dich beobachtet: Du kommst fast ohne Essen und Trinken aus. Du hast merkwürdige Kleidung an. Ich muss dich also nochmals fragen: Wer bist du wirklich?«

Um nicht das erst aufgebaute Vertrauensverhältnis gleich wieder zu zerstören und da dieses intelligente Mädchen wohl die Wahrheit vertragen konnte, beschloss ich, reinen Tisch zu machen.

Ich setzte mich vor sie und sagte: »Carmen, was ich dir jetzt mitteile, muss aber unter uns bleiben! Ich heiße zwar John und nicht Johannes, bin aber wirklich ein Soldat. Gestatten, Second Lieutenant John Fox von der Dritten Jagddivision der Raumflotte. »Raumflotte« bedeutet, ich fliege zwischen den Sternen umher. Geboren wurde – werde – ich am einundzwanzigsten Januar 2365 nach deiner Zeitrechnung; jetzt haben wir das Jahr 1581. Ich bin eine Mensch-Maschine, das heißt nach einem schweren Unfall wurden Teile von mir durch künstliche Teile ersetzt, während die »Hülle« aber menschlich blieb. Durch eine Fehlfunktion meines Raumschiffes bin ich achthundertundzwölf Jahre in die Vergangenheit gereist. Das Raumschiff ist tatsächlich hier vor der Insel abgestürzt und im Meer versunken, da hatte ich dir schon halbwegs die Wahrheit erzählt. Carmen, du hast vollkommen recht, wenn ich mich anders verhalte, denn ich komme aus der Zukunft! Offiziell bin ich aber bitte weiterhin nur der »Forschungsreisende aus Europa«.«

Sie nahm es erstaunlich gelassen auf. Sie hatte in diesem – immer noch inoffiziellen – Krieg wohl schon so viel Leid gesehen, dass sie wahrscheinlich recht abgestumpft war.

»Du hast mir das Leben gerettet, Soldat aus der Zukunft!«, meinte sie schließlich.

Das kleine Mädchen machte mich großen Soldaten etwas verlegen und ich murmelte nur ein »gern geschehen«.

Ich hatte mir vorgenommen, noch zu noch warten, bis Carmens Fußwunde vollständig ausgeheilt war. Sie hatte ja auf der Flucht vor den spanischen Soldaten ihre Schuhe verloren und war daher gezwungen, barfuß zu gehen; hier im Urwald sicherlich keine angenehme Vorstellung. Wir wollten in ihr Dorf zurückkehren und nachsehen, was seit ihrer Abwesenheit dort passiert

war. Sie hatte schon Schauergeschichten von anderen Dörfern gehört, was die Spanier dort alles angerichtet hatten.

Am übernächsten Tag fand Carmen, dass sie etwas Körperpflege nötig hatte und sie im See baden wollte. Ich nahm sie wieder auf den Arm und kletterte mit ihr im Arm vorsichtig die Felswand herunter. Am kleinen »Strand« angekommen, zog sie mein Hemd aus und ging mit vorsichtigen Schritten in das Wasser hinein. Ich blieb am Ufer stehen und schaltete das Elektronengehirn auf höchste Wachsamkeitssufe, um uns vor etwaigen Angreifern rechtzeitig warnen zu können.

Sie schwamm ein paar Runden durch den See, wusch intensiv Körper und Haare, kam dann wieder aus dem Wasser und setzte sich auf einen Stein in die Sonne zum Trocknen. Wie gut, dass ich meinen Sexualtrieb so gut unterdrücken konnte, denn sie hatte sich mit herausgestreckter Brust und lässig zurückgeworfenem Haar sehr aufreizend hingesezt.

Ihre Fragen trafen mich außerdem völlig überraschend: »Findest du mich nicht begehrenswert? Oder magst du lieber Jungs, so wie ich lieber Mädchen mag?«

Das saß! Warum hatte ich auch immer das Glück, in Bezug auf Frauen sehr zielstrebig im Fettnäpfchen zu landen? Im sechzehnten Jahrhundert homosexuell zu sein, musste ja die Hölle für das Mädchen bedeuten. Ich fragte mich, wieso sich die Kleine jetzt an mich heranmachte, sollte das als Dank für ihre Rettung gedacht sein?

»Nein, du bist für dein Alter schon sehr, sehr attraktiv, aber du könntest doch meine Tochter sein! Weißt du, ich mag eher ältere Frauen.«

Ich konnte ihr ja schlecht mitteilen, dass ich mit voller Absicht meinen Sexualtrieb deaktiviert gelassen hatte. Ich gab ihr das Hemd wieder, sie zog sich wieder an und wir gingen zurück zur Höhle.

Am nächsten Tag hatte sich endlich ihre Fußwunde soweit gebessert, dass wir aufbrechen konnten. Die Elektronengehirn-Sensoren blieben auf höchste Wachsamkeit geschaltet, als wir uns auf einem schmalen Pfad durch den dichten Urwald in Richtung ihres Dorfes bewegten. Überraschenderweise waren zwei der von mir überwältigten Spanier nicht mehr da, dafür gab es an der Stelle ein frisches Grab mit einem kleinen Holzkreuz. Meinen Angriff hatte also einer der drei Soldaten nicht überlebt. Die schlechte Nachricht war, dass die Spanier nun die Information weitertragen würden, dass ein großer blonder Mann sie angegriffen hätte. Andererseits war ich mir nicht sicher, ob ihnen dann jemand diese Geschichte hätte glauben wollen. Es war schon sehr unwahrscheinlich, dass ein einzelner unbewaffneter Mann sich gegen drei bewaffnete Soldaten erfolgreich hatte durchsetzen können.

Schon von Weitem erfasste mein Elektronengehirn Brandgeruch. Vorsichtig gingen wir in das Dorf hinein und trafen auf teilweise niedergebrannte Hütten. Zwischen den Hütten lagen einige Leichen. Diese waren aber nur männlich, es waren keine Frauen und Kinder, weder tote noch lebendige, zu finden. Ich zog meinen erbeuteten Dolch und bat Carmen, es mir gleichzutun. Dann fand ich einen toten Soldaten, welcher anhand seiner Uniform als Spanier identifiziert wurde. Die Dorfbewohner hatten wohl noch ein wenig Widerstand leisten können.

Die Hütte von Carmens Eltern war zwar nicht niedergebrannt, dafür aber geplündert worden. Was die Plünderer nicht gebrauchen konnten, war zerstört worden, so waren Stoffballen in kleine und große Fetzen geschnitten worden. Carmen bekam einen Wutanfall, als sie die

Stoffballen sah. In einem Geheimfach im Fußboden, welches die Spanier offensichtlich nicht entdeckt hatten, fand sie aber noch ein frisches und nicht zerschnittenes Kleid sowie auch noch Schuhe zum Anziehen. Ohne mein Uniformhemd sah sie jetzt wieder wie ein kleines Mädchen aus. Endlich konnte ich mein Hemd wieder zurückbekommen. Als ich es überstreifte, war ich etwas irritiert. Das Hemd roch, obwohl der Stoff eigentlich so entwickelt war, möglichst keine Gerüche anzunehmen, ein wenig nach Frau. Meine Geruchssensoren waren sehr sensibel, fast schon zu sensibel. Der neue Geruchssinn war ein weiteres Merkmal meiner technischen Erweiterungen, an das ich mich erst noch gewöhnen musste.

Carmens Vater und Mutter waren nirgends zu sehen, zunächst auch nicht ihre Leichen. Da entdeckte ich hinter der Hütte eine Leiche im hohen Gras, die ich fast übersehen hätte. Aus den Gesichtszügen und sonstigen Körpermerkmalen ermittelte das Elektronengehirn eine sechzigprozentige Wahrscheinlichkeit, dass es der Vater des Mädchens war.

Carmen brach in Tränen aus und hielt mich fest umklammert. Sie war mir wohl unbemerkt gefolgt, obwohl ich ihr gesagt hatte, dass sie in der Hütte hätte bleiben sollen.

»War das dein Vater?«, fragte ich.

Sie bejahte schluchzend; nun war ich wohl ihr Ersatzvater geworden. Ihre Mutter hatten wir aber immer noch nicht gefunden. In mir kam der Verdacht auf, dass die Spanier Frauen und Kinder verschleppt haben. Anhand der im Elektronengehirn vorhandenen historischen Aufzeichnungen war aber nicht belegt, dass Spanier auch solche Gräueltaten verübt hatten. Mein nächster Verdacht war eine Racheaktion für irgendetwas noch nicht näher spezifizierbares, was mir dann Carmen indirekt bestätigte. Die Spanier suchten nach ihrer Aussage mögliche Aufenthaltsorte von Piraten, die Dorfbewohner waren aber nur Bauern, Handwerker und ein paar wenige Händler (die aber tatsächlich auch schon Kontakt zu Piraten hatten). Mein Verdacht einer Racheaktion für eine Kaperfahrt der Piraten erhärtete sich.

Das Tropenklima mit hoher Luftfeuchtigkeit förderte die schnelle Verwesung der Leichen und das Elektronengehirn registrierte intensiven Fäulnisgeruch. Mir machte das wiederum nichts aus, da ich den Geruchssinn im Bedarfsfall explizit ausschalten konnte. Erste Aasfresser machten sich an den Leichen zu schaffen. Ich alleine oder mit Carmen zusammen konnten aber nicht alle Leichen rechtzeitig begraben, um Seuchen vorbeugen zu können. Wir wollten aber wenigstens ihrem Vater eine ordentliche Ruhestätte zukommen lassen. Carmen brachte mir eine Schaufel und in kürzester Zeit hatte ich das Grab ausgehoben und ihren Vater in Tücher gehüllt und hineingelegt. Aus zwei großen Holzstücken baute ich ein stabiles Kreuz und steckte es in den Boden neben dem Grab. Das Mädchen umarmte mich erneut und dankte mir.

Wir hatten keine Überlebenden bei der weiteren Suche entdeckt, obwohl wir jede Hütte intensiv durchsucht hatten. Daraufhin sah ich keine Veranlassung, hier im Dorf zu verweilen. Carmen erzählte etwas von einem nicht weit entfernten Nachbardorf. Leider war keine Karte der Insel mehr vorhanden, aber das Mädchen kannte den Weg.

Wir wollten gerade aufbrechen, da wurde ich vom Elektronengehirn gestoppt. Der Annäherungsalarm machte sich wieder bemerkbar, denn es wurden Bewegungen vom Elektronengehirn erfasst. Laut Sensoren waren es zehn Personen, aber es war keine spezifische Uniform zu ermitteln.

»Gib' mir Augen und Ohren«, befahl ich und das Mädchen schaute mich fragend an.

»Oh, nichts«, meinte ich, »komm' hier hinein!«

Unabsichtlich hatte ich laut mit dem Elektronengehirn gesprochen. Ich nahm mir vor, zu"kunftig hier mehr Sorgfalt walten zu lassen. Sofort versteckten wir uns in einer Hütte. Anhand der Kleidung und der Sprache ergab sich für das Elektronengehirn mit einer Wahrscheinlichkeit von 85 Prozent: Piraten!

Ich beschloss, in die Offensive zu gehen und trat aus meiner Deckung heraus mit Carmen an der Hand auf die Dorfgasse. Sofort zogen alle ihre Waffen.

»Wer seid ihr?«, fragte der Pirat, der wohl das Sagen hatte.

»Das Mädchen hier ist die einzige Überlebende dieses Dorfes; ich habe sie gefunden.«

Das Elektronengehirn rief mir noch einmal ins Gewissen, meine Legende zu beachten.

»Gestatten, Johannes von Eysenbruch, Forschungsreisender aus Europa. Mein Schiff ist vor dieser Insel gesunken und ich konnte mich unweit von hier an Land retten.«

Der Piratenführer fragte: »Von wo genau kommt Ihr her, Forschungsreisender?«

»Ich komme aus dem Deutschen Reich, das ist ein Land in Europa weit jenseits des Atlantischen Ozeans, nordöstlich von Spanien und östlich von England.«

Ein anderer Pirat meinte: »Das ist aber eine weite Reise.«

»Ja«, bestätigte ich. »Ich bin nun einmal ein Forschungsreisender.«

Diese Aussage hatte ja auch irgendwie einen wahren Kern, nur dass ich gerade das sechzehnte Jahrhundert erforschte. Ein anderer Mann, der offensichtlich ebenfalls eine Führungsposition innehatte und den ich als den Maat, also die rechte Hand des Kapitäns, vermutete, schaute noch etwas skeptisch, gab sich dann aber mit der Antwort zunächst zufrieden. Der Kapitän jedoch glaubte mir, obwohl – oder weil – er wohl mich und meine Uniform keiner hiesigen Kriegspartei hatte zuordnen können.

Ich wollte von den Piraten wissen, ob das andere Dorf ebenfalls zerstört, ebenfalls alle Männer getötet sowie ebenfalls alle Frauen und Kinder verschleppt worden waren.

»Ja, leider ist es hier wohl das Gleiche«, bestätigte der Kapitän.

Ich fragte: »Spanier?«

»Das vermuten wir«, meinte der Kapitän. »Auf jeden Fall war es keiner von uns!«

Mit »uns« meinte er wohl andere Piratengruppen.

»Können wir uns Euch anschließen, Kapitän?«, fragte ich.

Er antwortete mit einer Gegenfrage: »Seid Ihr derjenige, der auch ohne Waffen kämpfen kann? Bei den Spaniern geht so ein Gerücht um.«

Mit dieser Gegenfrage hatte ich nun überhaupt nicht gerechnet. Es war erstaunlich, wie schnell sich so etwas auch ohne weltumspannende Kommunikationsnetze herumsprechen konnte. Der Kampf mit den drei Spaniern hatte mir aber gezeigt, dass ich durchaus Nahkampfpotential besaß. Dann ließ ich den zweiten Teil der Offensive folgen.

»Wer ist Euer stärkster Mann, Kapitän?«, konterte ich mit einer erneuten Gegenfrage.

Er rief einen Namen und aus dem Hintergrund kam ein Mann, so hoch wie breit. Mit einem goldenen Ohrring und einem schwarzen nach Piratenart gebundenem Kopftuch auf dem kahlen Schädel entsprach er voll und ganz dem Piratenklischee. Ich gab Carmen meinen Dolch.

»Keine Waffen«, meinte ich, als der große Pirat sich zunächst weigerte, ebenfalls seine Waffen abzugeben.

Der Kapitän nickte leicht und der große Pirat gab dem Maat eine Büchse und zwei Dolche. Die übrigen Männer bildeten einen Kreis.

Ich hatte noch eine Forderung: »Und dass mir niemand das Mädchen anfasst, solange ich kämpfe!«

Der Kapitän bestätigte: »Versprochen!«

Der Maat gab das Startzeichen. Der große Pirat und ich bewegten uns langsam umeinander herum. Schon bereute ich es, diesen Kampf begonnen zu haben, denn warum musste ich nun auch unbedingt den größten und stärksten von ihnen aussuchen. . .

Das Elektronengehirn machte mir einen »fernöstlichen« Taktikvorschlag, indem ich seinen Jackenärmel in Unterarmhöhe greifen, mein rechtes Bein in Bauchhöhe ansetzen und ihn mit Judo-Wurf »Tomoe-Nage« werfen sollte. Danach sollte ich die zu erwartende Schrecksekunde ausnutzen, um über ihn zu gelangen. Anschließend sollte mit einem kombinierten Judo-Haltegriff und einem angesetztem Judo-Würgegriff fixieren.

Diesen Vorschlag akzeptierte ich selbstverständlich sofort, wobei ich erstaunt darüber war, mir als Raumpilot so gute Nahkampfkenntnisse mitgegeben zu haben. Ich sollt doch nicht etwa auf die Art und Weise gegen Außerirdische kämpfen?

Durch den überraschenden Judowurf durch die Luft gewirbelt, schlug der große Pirat krachend mit dem Rücken auf dem Boden auf, so dass einiger Staub aufgewirbelt wurde. Unmittelbar darauf hatte ich ihn fixiert. Ich schaute den Kapitän an und bemerkte aus dem Augenwinkel, dass Carmen etwas sagte. Mein Elektronengehirn beherrschte selbstverständlich auch Lippenlesen und somit konnte ich erfahren, was sie sagte.

»Das Gerücht stimmt: Er hat tatsächlich ganz alleine – und vollkommen ohne Waffen – drei spanische Soldaten zur Strecke gebracht.«

Die anderen Piraten johlten. Ich löste den Würge- und Haltegriff, stand wieder auf und streckte die Hand aus, um meinem Sparringspartner wieder aufzuhelfen. Als wir beide wieder aufrecht standen, schüttelte mir der große Pirat die Hand.

»Nicht schlecht – und vor allem sehr schnell!«, bemerkte er anerkennend.

Ich stellte erneut meine Frage: »Dürfen wir jetzt mit Euch kommen, Kapitän?«

Jetzt endlich stimmte der Kapitän zu. Ich hatte wohl eine Art »Aufnahmeprüfung« bestanden. Der große Pirat und ich klopfen uns gegenseitig den Staub vom Rücken. Ich nahm Carmen an die Hand und wir marschierten mit der Piratengruppe los.

Carmens Dorf war nicht allzu weit von der Küste entfernt, so dass wir nach etwa einer Stunde Fußmarsch bereits am Strand angekommen waren. Dort warteten schon zwei Ruderboote des Landungskommandos auf uns. Etwas weiter draußen im tieferen Wasser lag ein ankerndes Schiff, zu dem wir nun ruderten. Am Schiff angekommen, wurden die Boote an Bord gehievt

und festgelaicht. Nachdem beide Beiboote an Deck sicher verlascht waren, wurden die Segel gesetzt und der Anker gelichtet. Ziel der Fahrt sollte der Piratenstützpunkt auf einer der Nachbarinseln mit voraussichtlich etwa zwei Tagen Fahrzeit sein.

Ich half mit, die Segel zu setzen, was recht leicht vonstatten ging. Noch nie hatte ich meine neu hinzugewonnene Kraft durch die Implantate in dieser Form aktiv eingesetzt. Das Elektronengehirn lieferte mir ungewollt ständige Hinweise zur Segeltrimmverbesserung, was ich irgendwann deaktivierte, da es mich furchtbar nervte. Ich ließ mir aber die Option offen, hier doch noch tätig werden zu wollen, obwohl ich nicht unbedingt gleich am Anfang bei der Mannschaft durch übertriebene Besserwisserei unangenehm auffallen wollte. Durch meine Beobachtungen stellte ich aber fest, dass die Mannschaft andauernd Wetten über alles Mögliche abschloss – unter anderem auch über meinen Kampf mit dem großen Piraten –, so dass ich vorhatte, es einmal über diese Schiene zu versuchen.

Nach einem halben Tag gab es urplötzlich einen großen Knall und das größte Segel bestand nur noch aus flatternden Fetzen. Der Kapitän meinte, dass es schon einmal von Kanonenkugeln getroffen und nur notdürftig ausgebessert worden war. Der Segelmacher darüber hinaus im letzten Gefecht mit den Spaniern ums Leben gekommen und es war kein wirklicher Ersatz da. Mir fiel ein, dass Carmen doch eine Schneiderin war – ob sie wohl auch...? Der Maat teilte mit, dass das Schiff eine kleine Menge Ersatzsegeltuch, entsprechendes Garn und große Nähadeln an Bord hatte. Carmen sagte sofort zu; ich war erstaunt, wie sie von Tag zu Tag selbstbewusster wurde.

Nach Rücksprache mit Kapitän und Maat konnte ich folgende Anweisungen geben: »Carmen hat das Sagen, zur Segelreparatur abgeordnete Mannschaftsmitglieder müssen genau ihren Anweisungen folgen – und das Mädchen anfassen gilt weiterhin nicht, nur anschauen! Umso schneller sind wir außerdem wieder zu Hause. Ihr wisst ja jetzt, wie schnell ich bin und wie kräftig ich sein kann!«

Erwartungsgemäß regte sich kein Widerstand unter der Mannschaft.

Das Flickern des Segels (Carmen verbat sich aber den Ausdruck »Flickern«, das sei schließlich »hohe Nähkunst« gewesen) ging zügig voran. Bald waren die Arbeiten abgeschlossen und das Segel konnte wieder gesetzt werden. Das Schiff kam mit der zusätzlichen Segelfläche nun spürbar schneller voran.

Immer noch wollte ich meine Geschwindigkeitswette anbringen, und jetzt war eigentlich ein guter Zeitpunkt.

»Wir haben euch mit dem Segel geholfen, nun darf ich auch einmal etwas versuchen«, meinte ich zum Kapitän.

Nach kurzem Zögern erklärte er sich bereit, dass ich das Kommando über das Schiff übernehmen konnte; er nahm sich aber heraus, jederzeit sofort eingreifen zu dürfen. Der Maat ließ noch einmal die Geschwindigkeit mit einer Logge messen, um einen Vergleichswert zu haben. Der Wert wurde mit Kreide auf eine Schiefertafel am Niedergang zur Kapitänskajüte notiert.

Mein Elektronengehirn hatte mir einen Segel-Schnellkurs im Allgemeinen und einen Schnellkurs im Segeltrimm dieses Schiffstyps im Speziellen gegeben und so war ich doch recht zuversichtlich, aus dem Schiff noch etwas mehr Geschwindigkeit herauskitzeln und so die Wette gewinnen zu können. Große Unsicherheitsfaktoren waren dabei allerdings die entweder aus-

geleierten oder geflickten Segel sowie das sich in einem teilweise sehr ausgefransten Zustand befindliche Tauwerk. Um mich zu einem vollwertigen Segelexperten zu machen, lieferte mir das Elektronengehirn immer wieder die entsprechenden Fachbegriffe.

Nun war ich schon wieder etwas schlauer. Ich durfte also das Material, besonders das sogenannte »laufende Gut«, nicht über Gebühr beanspruchen. Einen Segelriss hatte es ja schon gegeben. Der Kapitän gab das Signal und ich übernahm das Kommando. Schon gab es die nächste Ladung Fachwissen vom Elektronengehirn.

Damit konnte ich meine korrekten Befehle erteilen: »Brasse etwas fieren!«, »Schot etwas dichtholen – genug!«, »Steuermann, etwas mehr anluven!«

Das Schiff hatte mit Wind direkt von achtern nicht die unbedingt besten Segeleigenschaften, daher versuchte ich ein klein wenig mehr in Richtung des Windes zu fahren und eventuell den einen oder anderen Richtungswechsel auf die andere Windrichtungsseite einzulegen. Ein Segel hatte tatsächlich eine kleine Leine, um die hintere Kante strammer oder lockerer zu haben. Mein Elektronengehirn musste sofort besserwisserisch mit weiteren Fachbegriffen dazwischenreden.

Wenn ich nun das Segel noch ein klein wenig bauchiger hinbekäme, wie in einer Trimmanleitung aus der Wissensdatenbank. . . Und siehe da, im Heckbereich verstärkte sich das Gurgeln merklich. Der Maat bemerkte meinen triumphierenden Blick, sagte aber erst einmal nichts.

Der Wind im Bereich der »Inseln unter dem Winde« war konstant – irgendwo musste der Name ja herkommen – und es sah so aus, als dass ich diese, höhere, Geschwindigkeit auch über einen längeren Zeitraum würde halten können. Der Maat ließ noch einmal die Logge werfen und als er dem gemessenen Wert nicht glaubte, ließ er die Messung noch einmal wiederholen.

Auch die zweite Messung brachte das gleiche Ergebnis: die Geschwindigkeit lag tatsächlich deutlich höher. Spontan sollten wir daraufhin auch offiziell in die Piratenmannschaft aufgenommen werden, Carmen als Segelmacherin und ich als Segeltrimmer. Offensichtlich hatten jetzt auch sie erfolgreich ihre Aufnahmeprüfung bestanden. Die Mannschaft war auf jeden Fall einstimmig dafür. Schon die Aussicht, durch meine Optimierungsmaßnahmen schneller zu Hause sein zu können, dürfte dabei den Ausschlag gegeben haben.

Dass ich eventuell einmal als Pirat im sechzehnten Jahrhundert enden würde, hatte ich mir auch in meinen verwegensten Gedanken nicht vorstellen können. . .

Kapitel 3

Kaperfahrt

2 Frauen

1 Zimmermann

450cm³

Das letzte Wort aber hatte – trotz aller »Demokratie« bei den Piraten – der Kapitän. Der Maat nahm den Kapitän zur Seite, um ihn zu überzeugen, so wie der Piratenrat auch überzeugt war. Dank meiner Audio-Sensoren konnte ich trotzdem genau verstehen, was beide zu besprechen hatten.

»Käpt'n, wir können beide gut gebrauchen – auch die Kleine als Segelmacherin...«, meinte der Maat.

Der Kapitän willigte ein, zuvor hatte ich jedoch eine Art Vorstellungsgespräch zu absolvieren.

Er fragte mich: »Was könnt Ihr noch, außer ohne Waffen kämpfen und mein Schiff schneller machen?«

»Bevor ich die weite Welt erkunden durfte«, antwortete ich, »bestand mein Vater darauf, dass ich einen ordentlichen Beruf erlernen sollte.«

Da hatte ich mich ja wieder vorschnell in etwas hereingeritten. Ich musste meine Legende erweitern, aber welcher Beruf aus dieser Zeitepoche passte am Besten? Wagner? Küfer? Gerber? Zimmermann? Das Elektronengehirn sprach sich für den zuletzt genannten Beruf aus, der sehr unkompliziert die Körperkraft erklären würde.

Daran hatte ich ebenfalls noch gar nicht gedacht. Niemand würde einem Forschungsreisenden seine Kraft und seine Kampfkünste abnehmen. Ich ließ das Elektronengehirn im Hintergrund schon einmal alles verfügbare Wissen zu Holzarten und Holzverarbeitung sammeln.

Der Kapitän ließ nicht locker: »Und was für ein Beruf soll das gewesen sein?«

»Zimmermann.«

Ich bemerkte schnell, dass sich der Kapitän nicht mit der Antwort zufrieden gab.

»Wie kann sich ein Zimmermann mit Segeln und Kämpfen auskennen?«, bohrte er nach.

»Ich bin ein Forschungsreisender. Ich beobachte und analysiere. Auf meinen Forschungsreisen bin ich schon mit vielen verschiedenen Schiffen gereist – und habe einigen Kämpfen

beigewohnt.«

Dem Anschein nach gab sich der Kapitän mit dieser Antwort erst einmal zufrieden. Schon in meiner Schulzeit und auch beim Militär war ich immer der gute Ausredenerfinder gewesen, aber dies hier war noch einmal auf einer ganz anderen Ebene. Ich hatte also gerade noch einmal die Kurve zu meiner Legende bekommen. . .

Der Kapitän übernahm wieder das Kommando, ließ aber den von mir eingestellten Segeltrimm bestehen, so dass die Geschwindigkeit beibehalten wurde. Die weitere Fahrt verlief dann bis auf ein paar das Schiff begleitende Fliegende Fische ereignislos. Als der Abend dämmerte, erklärte ich mich bereit, die Nachtwache zu übernehmen. Auf Drängen des Maats hatte der zunächst skeptische Kapitän schließlich eingewilligt.

Nach und nach leerte sich das Deck und nach einiger Zeit war ich mit dem Steuermann und Carmen, die sich in meiner Nähe schlafen gelegt hatte, an Deck alleine. Wie in den Tropen üblich, reduzierte sich das Tageslicht sehr schnell bis auf einen schmalen hellgrauen Streifen am Horizont. Nun wurde es auch mir zu dunkel, aber nun kam der mir eingebaute Nachtsichtmodus gerade recht.

Mit aktiviertem Nachtsichtmodus ließ sich jetzt wieder auch der Segeltrimm besser im Auge behalten. Später in der Nacht hatte ich dann sogar das Steuer übernommen, so dass ein sehr erschöpfter und auch sehr dankbarer Steuermann sich etwas ausruhen konnte. Ich hatte bisher ja gar nicht in Erfahrung bringen können, wie lange sie schon unterwegs gewesen waren. Nach den Angaben des Steuermanns waren es etwa vier Wochen Kaperfahrt gewesen, in denen sie eine recht ordentliche Beute gemacht hatten und daher jetzt auf dem Weg nach Hause waren.

»Aber nicht dem Käpt'n sagen, dass ich meine Wache verlassen habe«, forderte der Steuermann.

Ich legte mit einem Finger über meinen Mund und schüttelte den Kopf. Der Steuermann grinste breit und machte sich auf den Weg in seine Koje.

Nachdem sich die letzten Wolken aufgelöst hatten, fuhr das Schiff in einer sternklaren Nacht weiter. Das Elektronengehirn lieferte mir zu ein paar Sternen auch die Population der jeweiligen Planetensysteme am Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Interessant daran war, dass alle betrachteten bewohnbaren Planeten eine ähnliche Bevölkerungszunahme verzeichnen konnten. Keine außerirdische Zivilisationen Ende des sechzehnten Jahrhunderts hatten aber laut des Elektronengehirns schon Raumfahrt betrieben, zumindest fanden sich Nachweise für die Anfänge stellarer Raumfahrt auf Wanaq'o sich erst im achtzehnten Jahrhundert nach Erd-Zeitrechnung. Sie waren der Erde also um zwei Jahrhunderte voraus, das war mir jetzt neu. Trotzdem hatten wir dann den Ersten Interstellaren Krieg gegen sie gewonnen.

Mit diesen Gedanken beschäftigte ich mich fast die ganze Nachtwache lang. Ich brauchte nicht mehr auf den, sowieso unbeleuchteten, Kompass zu sehen, da ich mich voll und ganz auf die Astronavigation meines Elektronengehirns verließ. Jetzt war ich ganz alleine auf dem Achterschiff und steuerte das Schiff mit nur minimalen Bewegungen des großen Holzsteuerrads. Die äußeren Umstände waren eigentlich gar nicht so schlecht und es machte mir fast schon Spaß. Wie fuhren durch eine recht laue Sommernacht mit sternklarem Himmel und ein großer rötlicher Mond ging langsam am Horizont auf – es kam mir wieder fast wie eine Urlaubsreise vor. Die Realität holte mich aber sehr schnell wieder auf den Boden der Tatsachen, als ich daran dachte, dass ich wahrscheinlich das Opfer einer Verschwörung geworden war. Jemand hatte

mich, bewusst oder unbewusst, in die Vergangenheit befördert und ich steckte jetzt in dieser fest.

Ein paar Mal musste ich das Steuer festbinden, um den Segeltrimm anpassen zu können. Ich könnte ja irgendwelche technischen Schiffsverbesserungen vielleicht so gestalten, dass man so ein Schiff auch »einhand« fahren könnte. Diese Planungsüberlegungen verdrängten dann zum Glück die anderen Gedanken, die immer noch darum kreisten, hier in der Vergangenheit feststecken zu müssen.

Der nächste Morgen brachte nach und nach eine ausgeruhte Mannschaft an Deck. Der Kapitän zeigte sich verwundert, dass ich immer noch am Steuer war.

»Ich brauche nur wenig Schlaf«, redete ich mich heraus.

Ich nahm auch gleich den eigentlich für diese Nachtwache eingeteilten Steuermann in Schutz, indem ich bekräftigte, dass das alles meine Idee gewesen war. Der Kapitän gab sich kopfschüttelnd damit zufrieden und hakte nicht mehr nach. Carmen hatte auf dem Achterschiff in der Nähe des Steuerrads geschlafen, da sie der ausschließlich männlichen Mannschaft immer noch nicht traute.

Wir waren etwa einen weiteren Tag auf dem offenen Meer unterwegs, da meldete der Ausguck, dass Land in Sicht war. Sofort ließ der Kapitän das Schiff stoppen und, wie er sagte, »beidrehen«.

Auf meine Frage nach dem Zweck des Manövers antwortete er: »Wir warten hier und schauen, ob uns jemand gefolgt ist.«

Mehrere Stunden blieben wir nun in dieser Warteposition liegen; der Kapitän wollte kein Risiko eingehen. Der Ausguck wurde mit zwei zusätzlichen Männern besetzt, die ständig in alle Richtungen Ausschau hielten. Schlussendlich waren aber keine anderen Schiffe in Sicht gekommen, so dass der Kapitän das Schiff wieder aus dem Wind drehen und Fahrt aufnehmen ließ. Die Insel kam immer näher; bald war eine Bucht und kurz darauf eine Flussmündung auszumachen. Das Schiff nahm Kurs auf die Flussmündung und begann, sich flussaufwärts zu bewegen. Je weiter wir flussaufwärts fuhren, desto stärker wurde aber die Strömung des Flusses und auch die Landabdeckung ließ den Wind immer mehr abschwächen. Bald machte das Schiff fast keine Fahrt mehr. Der Kapitän ließ daher ein Beiboot zu Wasser lassen und eine lange Schlepptrasse an Land bringen. Die kräftigsten Männer wurden zum Treideln an Land beordert; ich schloss mich dem Trupp freiwillig an. Der Treidelpfad machte einen sehr ausgetretenden Eindruck; das Treideln schien also ein bewährtes Verfahren zu sein. Einer der Männer erzählte mir von ihrem Dorf im Landesinneren. Sie hatten sich recht weit flussaufwärts angesiedelt, um vor direkten Angriffen von See aus geschützt sein zu können.

Nach einer halben Stunde Treideln hatten wir mit dem Schiff einen Kontrollposten der Piraten erreicht. Ich musste anerkennen, dass die Piraten verteidigungsmäßig recht gut organisiert waren. Der Kontrollposten bewachte eine Sperre im Fluss, die aus Pontons aus Holz und alten Schiffsteilen bestand. Nachdem wir als nicht feindselig erkannt wurden, wurde die Barriere zur Seite geschwenkt und das Schiff konnte den Kontrollposten passieren. Noch einmal stand eine Viertelstunde Treideln bevor, wobei wir jetzt auch Unterstützung von Dorfbewohnern bekamen. Dann endlich waren wir im Dorf angekommen. Das Dorf lag an einer etwas breiteren Stelle des Flusses, an der ein kleinerer Seitenarm abzweigte. Ein relativ großes, aber irgendwie unvollständig aussehendes Schiff lag an einer aus verschiedenen Holzlatten und -stämmen

gebauten Kaimauer, hinter diesem legten wir an.

Das Schiff wurde vom Elektronengehirn identifiziert als eine spanische Galeone, allerdings waren einige Beschädigungen zu sehen.

Der Maat erklärte mir, dass sie entgegen ihrer üblichen Gepflogenheiten nicht nur die Ladung, sondern gleich das gegnerische Schiff im Ganzen übernommen hatten. Im Kampf war ihr eigenes Schiff nämlich so schwer beschädigt worden, so dass es aufgegeben werden musste. Das erbeutete Schiff war allerdings viel zu groß und nicht wendig genug, um es für eigene Zwecke einsetzen zu können. Daher wollten sie es jetzt für die Aufrüstung und Reparatur ihrer eigenen Flotte sowie als Baumaterial für ihre Hütten ausschachten.

Das Elektronengehirn hatte bei vielen Hütten Fenster und Türen entdeckt, die in dieser Form nur von Schiffen stammen konnten. Die Piraten schienen also schon öfters das Ausschachten von erbeuteten Schiffen praktiziert zu haben.

Das spanische Schiff war aber ebenfalls schwer beschädigt worden, so dass sie mit gerade noch ausreichender Seetüchtigkeit in nahezu letzter Sekunde das Dorf erreicht hatten. Nach Aussage des Maats hatte es an verschiedenen Stellen des Rumpfes kleinere Lecks bekommen, nahm daher fortwährend kleinere Mengen Wasser auf und sank kaum merkbar, aber stetig auf den Grund des – allerdings hier glücklicherweise nicht sehr tiefen – Flusses. Das vorlaute Elektronengehirn wollte mir noch die geschätzte Sinkgeschwindigkeit in Millimetern pro Stunde nennen, aber ich war überhaupt nicht an dieser Information interessiert.

Das Schiff wurde am Kai vertäut und mehrere breite und lange Planken wurden zwischen Schiff und Kai als Übergänge ausgelegt. Ich sah, wie viele Frauen und Kinder zum Kai gelaufen kamen. Die Familien empfingen offensichtlich ihre von See zurückgekehrten Väter. Alle sich eigentlich sehr wild gebärdenden Piraten waren auf einen Schlag ganz zahm und verwandelten sich in fürsorgende Familienväter; die ganze Szenerie hatte schon etwas Rührendes. Durch Nachzählen stellte ich erstaunt fest, dass wirklich alle Mannschaftsmitglieder eine Familie hier an Land hatten; meine Sorge um Carmens Sicherheit war wohl eher unbegründet gewesen. Die Mannschaft machte sich bereit, die Beute auszuladen und an alle Beteiligten nach einem nach Rang abgestuften Verteilungsschlüssel zu verteilen. Da Carmen und ich in die Gemeinschaft aufgenommen worden waren, bekamen wir zwar keine Goldmünzen oder andere Wertgegenstände, aber etwas Holz, Segeltuch, Nägel und Werkzeug, um uns eine eigene – wenn auch provisorische – Unterkunft bauen zu können.

Aus vier Pfosten und ein paar Brettern entstand das Grundgerüst der Hütte. Rechtzeitig zum Nachmittagsgewitter hatte ich die Konstruktion dank Carmens Hilfe noch mit Segeltuch überspannen können, so dass wir einigermaßen trocken blieben. Zwischen je zwei Pfosten spannte ich noch die uns leihweise zur Verfügung gestellten Hängematten, so dass wir auch eine einigermaßen bequeme Schlafstatt hatten. Ich musste natürlich meiner Legende folgen und als Zimmermann entsprechend ordentliche Arbeit abliefern, daher ließ ich im Hintergrund das Elektronengehirn aus dem vorhandenen Material Bauvorschläge ausarbeiten, um aus dem Provisorium ein richtiges Haus entwickeln zu können.

Um dies verwirklichen zu können, hatte ich mit einigem Verhandlungsgeschick erreicht, dass ich das spanische Schiff ausschachten und unsere Hütte vervollständigen konnte. Carmen konnte aus den deutlich besser erhaltenen Segeln des Schiffs neue Segel für fast alle der Piratenschiffe herstellen; ebenso verhielt es sich mit dem laufenden und stehenden Gut, welches

gegen deutlich weniger verschlissenes des spanischen Schiffs ausgetauscht werden sollte. Ein zerrissenes Segel reichte mir eigentlich; die Seetüchtigkeit würde dadurch deutlich verbessert werden können.

Auch der Vorrat an Schießpulver und Munition, darunter viele Kanonenkugeln, konnte aufgestockt werden. Carmen hatte darüber hinaus aus der Ladung des spanischen Schiffs viele Ballen mit, wie sie sagte, »wunderschönen Stoffen« bekommen. Sie war der Meinung, dass dies einen mehr als adäquaten Ersatz für den in ihrem Heimatdorf von den Spaniern zerschnittenen Stoff darstellte. Meinen Beobachtungen zufolge waren vor allem die Kinder recht ärmlich gekleidet. Der von mir an Carmen gerichtete Vorschlag, neben der Segelmacherei – die zunächst natürlich eine gewisse Priorität hatte – sich anschließend um bessere Kleidung für die Dorfbewohner zu kümmern, wurde von ihr mit einer durchaus ehrlich gemeinten Begeisterung aufgenommen.

Aus einer Rah des spanischen Schiffs und mehreren Schoten konstruierte ich einen zwar provisorischen, aber bestens funktionierenden Kran, mit dem wir alle Kanonen des spanischen Schiffes zügig an Land bringen konnten. Ich schlug vor, einen ähnlichen Kran als feste Einrichtung am Kai aufzustellen. Diesen Kran wollte ich dann aus den Resten der Masten, Rahen und des laufenden und stehenden Guts konstruieren, wenn ich das spanische Schiff ausschlachtete. Einige Kanonen rollten wir zu einer Anhöhe hinter dem Dorf, auf der wir auf meine Anregung hin eine Verteidigungsstellung einrichteten. Die anderen Kanonen wurden zur waffenseitigen Verstärkung des Kontrollpostens verwendet. Die besuchten Militärtaktikvorlesungen an der Raumflottenakademie sowie die Wissensdatenbank leisteten mir hier sehr gute Dienste.

Nachdem die Beute vollständig ausgeladen und verteilt worden war, wurde dann am Abend die – erfolgreiche – Kaperfahrt ausgiebig gefeiert. Als neues Mitglied der Piratenmannschaft war für mich natürlich eine gewisse Anwesenheitspflicht gegeben. Um meine Legende zu pflegen, erzählte ich erfundene Reiseberichte aus fernen Ländern. Das Elektronengehirn unterstützte mich darin, indem es aus der Wissensdatenbank zum Beispiel die Berichte des Engländers Richard Hakluyt und des Deutschen Alexander von Humboldt als Grundlage nahm, um diese Geschichten wenigstens um einen gewissen »wahren Kern« aufzubauen.

Dann kam das unvermeidliche Trinkspiel.

Auf der Raumflottenakademie hatte ich zwar einige Trinkspiele mitgemacht, aber hier spielten die Gegner noch einmal in einer ganz anderen Liga. Nach einhelliger Meinung der Mannschaft sollte ich gegen den Maat antreten. Nach Aussagen der Mannschaft war es nämlich noch niemandem gelungen, den Maat unter den Tisch zu trinken. Und wie Piraten nun einmal sind, war dies sozusagen mein eigentliches »Initiationsritual« (der Kampf zählte wohl nicht richtig) und Voraussetzung dafür, dass ich an der nächsten Kaperfahrt teilnehmen durfte. Vom spanischen Schiff waren mehrere Fässer Wein entladen worden. Als erste Runde gab es daher gleich drei Becher Wein pro Teilnehmer.

Der Maat und ich setzten uns gegenüber an einen Tisch, vor uns standen die Weinbecher. Um hier nicht gleich ganz peinlich zu scheitern, musste ich schnellstens der Frage nachgehen, wie überhaupt Alkohol von meinem »umgebauten« Körper verarbeitet werden konnte. Ich hatte mich noch gar nicht darum gekümmert, da ich in der Militärklinik und in der anschließenden Rehabilitation keinen Alkohol zur mir nehmen durfte. Das Elektronengehirn gab mir zu verstehen, dass die Alkoholrezeptoren im Verdauungstrakt standardmäßig deaktiviert worden waren, daher würde es keine Auswirkungen auf das Nervensystem geben. Die Energie des Alkohols

konnte außerdem zur Systemenergiegewinnung genutzt werden.

Dann hatte ich ja eigentlich alle Voraussetzungen, den Wettbewerb gewinnen zu können. Der Kapitän hob seinen rechten Arm und senkte ihn wieder, der Wettbewerb hatte begonnen. Der Wein schmeckte gar nicht einmal so schlecht, viel besser als das teilweise sehr künstliche Zeug aus meinem Jahrhundert. Ich war aber eher der Biertrinker und beurteilte Wein nicht nach Herkunft, Rebsorte und sonstigen esoterischen Messgrößen, sondern ausschließlich danach, ob er mir schmeckte. Ich leerte einen Becher in einem Zug und stellte ihn dann als Zeichen, dass er tatsächlich leer war, mit der Öffnung nach unten auf den Tisch. Aus den Augenwinkeln bemerkte ich, dass die Mannschaft immer neue Wetten abschloss; nach jeden ausgetrunkenen Becher wechselten einige Goldmünzen den Besitzer. Das Elektronengehirn lieferte mir als zu erwartende Flüssigkeitsmenge etwa 450 Kubikzentimeter.

Also hatte ich nach den drei Bechern der ersten Runde schon etwa eineinviertel Liter Wein intus. Dem Maat war noch nichts anzumerken und mir auch nicht; die erste Runde endete daher unentschieden. Also ging es in die zweite Runde. Jeder bekam einen Becher mit einer bräunlichen Flüssigkeit vorgesetzt. Ich roch vorsichtig daran. Was war das? Rum? Das Elektronengehirn bestätigte dies.

Aus den Aufzeichnungen der Wissensdatenbank des Elektronengehirns war ersichtlich, dass die Rumproduktion eigentlich erst ein Jahrhundert später nachweislich begonnen hatte, hier lag mir aber ein eindeutiger Gegenbeweis vor. Eigentlich hätte ich jetzt die Geschichtsbücher neu schreiben lassen können, wenn ich nicht in diesem Jahrhundert festsitzen würde. Den Becher Rum leerte ich ebenfalls in einem Zug und der Maat tat es mir nach. Ich bemerkte, wie er immer glasigere Augen bekam. Langsam änderten sich die Wettquoten zu meinen Gunsten, wie meine heimliche parallele Observierung der um uns herum stehenden Mannschaft ergeben hatte. Das Elektronengehirn hatte tatsächlich in Bezug auf die Alkoholresistenz Recht behalten, da ich noch überhaupt keine Auswirkungen des Alkohols spürte. Vor meinem Unfall hatte ich auf der Raumflottenakademie als übliche Freizeitaktivität beim Militär zwar eine gewisse Alkoholtoleranz entwickelt, aber auch dort wären eineinviertel Liter Wein und jetzt der Rum nicht folgenlos geblieben.

Der Maat erwies sich als extrem trinkfest. Seine glasigen Augen ließen keine Rückschlüsse auf seinen tatsächlichen Zustand zu, da er immer noch in ganzen Sätzen reden konnte. Selbst der trinkfesteste Raumflotten-Corporal hätte jetzt schon lange aufgegeben. Wie schon gesagt, hier spielte der Gegner tatsächlich in einer ganz anderen Liga. Nach fünf Bechern Rum zeigte der Maat dennoch erste Ausfallerscheinungen. Er rutschte von seinem Hocker herunter, fing sich aber wieder und setzte sich erneut halbwegs aufrecht an den Tisch, wobei er allerdings die unterstützende Hilfe seiner Arme benötigte. Ein sechster Becher Rum wurde ausgeschenkt und schon nach dem ersten Schluck wurde deutlich, dass mein Kontrahent am Ende war.

Der Maat rutschte unter den Tisch, den noch fast vollen Becher mit sich reißend und über sich verschüttend. Jubel brandete auf und wieder wechselten einige Goldmünzen ihren Besitzer.

Ich hatte tatsächlich gewonnen!

Jetzt musste aber schnellstmöglich eine Strategie her, da anzunehmen war, dass die extrem abergläubischen Piraten sofort böse Magie oder Ähnliches vermuten würden, wenn ich einfach so aufgestanden wäre. Das gerade aufgebaute Vertrauen hätte so gleich wieder zerstört werden können. Das Elektronengehirn erwies sich in dieser Situation erneut als verlässlicher Ratgeber

und schlug vor, wenigstens ein wenig betrunken zu agieren.

Ich stand also auf und spielte den Betrunkenen, dem die Beine wegsacken würden, der sich dann aber wieder an der Tischkante fangen konnte.

Jetzt ging ich wohl endgültig in die Geschichtsbücher als Piratenlegende ein, als der große starke blonde Pirat mit den blauen Augen, der ohne Waffen kämpfen konnte und der extrem trinkfest war. Und das alles, obwohl ich doch eigentlich den Vorsatz gefasst hatte, gar nicht oder möglichst wenig in die Zeitläufe und in das lokale Geschehen eingreifen zu wollen; mir fiel spontan die »Oberste Direktive« aus den »Star Trek«-Fernsehserien ein.

So kam es dann, dass ich auf meine erste Kaperfahrt gehen durfte. Da eine recht ordentliche Beute gemacht wurde, hatte der Piratenrat beschlossen, der Mannschaft vorher eine kleine Pause zu gönnen. Vor Beginn der Hurrikansaison sollte aber noch mindestens eine Fahrt unternommen werden, um sich für die Durststrecke der beutelosen Zeit eindecken zu können.

So konnte ich das spanische Schiff in Ruhe weiter ausschlachten und das stehende und laufende Gut unseres Schiffs auf Vordermann bringen. Auch Carmen war mit ihrem Nähkünsten nach kurzer Zeit voll ausgelastet. Ihr gefiel es sichtlich, besonders den Frauen und Kindern neue Kleidung zu nähen. Nachdem sich die Qualität ihrer Produkte herumgesprachen hatte, bekam sie sogar Anfragen von anderen Frauen, die ihre Nähkünste lernen wollen. Ich beobachtete sie, wie sie besonders gleichaltrige Mädchen beim Anprobieren sehr oft berührte – aber gerade nur so viel, dass es nicht auffallen konnte. Sie bemerkte, dass ich sie beobachtete. Ich zwinkerte mit dem rechten Auge als Zeichen, dass ihr kleines Geheimnis bei mir gut aufgehoben war. Als wir an diesem Tag zu Bett gingen, gab sie mir einen leichten Kuss auf die Wange und sagte etwas wie »du bist eigentlich ein ganz toller Ersatzvater«.

Nach einer Woche wurde dann beschlossen, auf Kaperfahrt zu gehen. An dieser Fahrt durfte ich jetzt auch als offizielles Mitglied der Mannschaft teilnehmen. Natürlich hatte Carmen nach viel Betteln und ständigen Verweisen auf ihr Segelmacherkönnen die Erlaubnis bekommen, ebenfalls mitfahren zu dürfen. Dies stellte insofern eine Premiere dar, als dass üblicherweise keine Frauen an Bord sein durften. Carmen hatte aber ihre unschätzbaren Fähigkeiten schon unter Beweis stellen können, und so wurde für sie eine Ausnahme gemacht. Obwohl sie von den anderen Mannschaftsmitgliedern eigentlich nichts zu befürchten hatte, würde ich doch ein wachsames Auge auf sie haben müssen.

Auf der Fahrt fuhren wir, um es in der Militärsprache meines Jahrhunderts auszudrücken, »mehrere Tage ohne Sichtung eines möglichen Zielobjekts« umher. Eigentlich mussten doch alle Seefahrer in dieser Region ebenfalls ein Interesse daran haben, möglichst vor dem Anfang der Hurrikansaison noch sichere Gewässer erreicht zu haben. Basierend auf dieser Annahme patrouillierten wir entlang der bekannten Kauffahrerrouen. Tatsächlich erreichte uns am folgenden Tag die Ausläufer eines Hurrikans und dunkle Wolken brachten starke Böen. Mein ausgetauschtes laufendes und stehendes Gut sowie Carmens ausgebesserte und an einigen Stellen verstärkte (»nicht geflickte!«) Segel hielten wunschgemäß den Belastungen stand. Ein anderes Schiff wurde aber immer noch nicht gesichtet.

Dann endlich wurde die Entdeckung eines spanischen Kauffahrers freudig begrüßt. Vorsichtig pirschten wir uns auf einer großen Kreisbahn an ihn heran. Dieses Manöver diente auch dazu, ein mögliches Geleit durch Kriegsschiffe ausfindig zu machen. Es wurden aber keine begleitenden Handels- oder Kriegsschiffe gesichtet, was ich ungewöhnlich fand. Meine Bedenken

wischte der Kapitän vom Tisch, da es seiner Erfahrung nach durchaus üblich war, kurz vor der Hurrikansaison auf Alleinfahrer zu treffen.

Das Entern des Kauffahrers ging recht problemlos über die Bühne, es gab nur geringen Widerstand. Carmen hatte sozusagen sich selbst als Ablenkung verwendet; niemand rechnete damit, von einem jungen Mädchen angegriffen zu werden. Die sporadisch bei ihr auftretende völlige Abwesenheit von Angst verursachte in mir leichtes Unbehagen. Ich fragte mich, wie lange dies wohl gutgehen konnte, und nahm mir vor, sie bei nächster Gelegenheit darauf anzusprechen.

Ich wurde für das Achterschiff eingeteilt. Carmen blieb bei mir und ich nahm mir noch den großen Piraten, gegen den ich in Carmens Dorf gekämpft hatte, als Verstärkung mit. Wir durchsuchten das Achterschiff und arbeiteten uns in die unteren Decks vor. Der Kapitän des spanischen Kauffahrers hatte eine große Kiste mit Goldmünzen, die er meines Erachtens unmöglich auf legalem Wege hatte erwerben können, in einem an sich vollkommen unscheinbaren Bretterverschlag versteckt. Alleine durch diesen Fund hatte sich die Fahrt schon bezahlt gemacht. Trotzdem wollten wir weitersuchen. Vor allem wollte ich erfahren, ob hier irgendwo noch Besatzungsmitglieder versteckt waren und in einem Hinterhalt auf uns warteten. Ich ließ den großen Piraten dennoch bei der Kiste als Wache zurück, da ich erstens bessere Augen und Ohren und zweitens die größere Körperkraft als er hatte. Da er mich im Kampf erlebt hatte, kam von ihm auch keinerlei Widerspruch.

Wir begannen, uns langsam weiter in die hinteren Teile des Achterschiffs vorzutasten, die nicht mehr von mir weichende Carmen dicht hinter mir. Je weiter wir uns fortbewegten, umso schummriger wurde es. Für so etwas war ich aber technisch gerüstet. Ich aktivierte den Nachtsichtmodus. Sofort konnte ich die Einzelheiten des Raumes deutlich besser erkennen. Ich bat Carmen, dicht hinter mir zu bleiben, da ich nicht ausschließen konnte, dass sich eventuell einer oder mehrere Spanier hier versteckt hielten. Tatsächlich ließ die Warnung des Elektronengehirn nicht lange auf sich warten, dass die Sensoren zwei Personen erfasst hatten.

Ich blieb abrupt stehen, so dass Carmen mit mir zusammen stieß. Sie fluchte leise und fragte, was los war.

»Hier drin befinden sich zwei Personen«, flüsterte ich.

Sehr langsam und mit gezogenen Säbeln tasteten wir uns weiter vor. Das Elektronengehirn lieferte den genauen Standort der Personen und machte kurz darauf eine überraschende Feststellung, nämlich dass die Lebenszeichen eher als schwach einzustufen waren, die ich zunächst noch nicht richtig einordnen konnte.

Schließlich erfassten meine optischen Sensoren die zwei Personen: an dem in das Unterdeck ragenden Teil des Besanmasts festgebunden befanden sich eine ältere und eine jüngere Frau. Sie waren offensichtlich hier gefangen gehalten worden und sahen auf jeden Fall nicht wie Besatzungsmitglieder aus, dafür war ihre Gesamterscheinung trotz der schmutzigen und teilweise zerrissenen Kleidung zu gepflegt. Das Elektronengehirn erfasste zwar keine weiteren Personen, die sich in dem Raum aufhielten, wir bewegten uns aber weiterhin trotzdem äußerst vorsichtig. Die ältere Frau sagte leise etwas zur jüngeren. Dank meiner Audiosensoren konnte ich es aber trotzdem hören.

Flugs hatte das Elektronengehirn die Sprache identifiziert als Niederländisch, genauer gesagt, Neuniederländisch mit leichten Anteilen von Mittelniederländisch.

»Ihr müsst keine Angst vor uns haben. Wir sind gekommen, um Euch zu befreien«, sagte ich leise auf Niederländisch, als ich mich den beiden Frauen näherte.

Die ältere der beiden Frauen schaute mich mit weit aufgerissenen Augen an. Sie war offensichtlich sehr überrascht, in dieser Situation in ihrer Muttersprache angesprochen zu werden.

Ich ging auf sie zu und schnitt ihr die Fesseln durch. Carmen wiederholte dies bei der jüngeren Frau. Als sie aufzustehen versuchte, knickten ihr die Beine ein und sie sackte zusammen. Carmen konnte sie gerade noch auffangen. Die jüngere Niederländerin war in etwa gleichaltrig und ich bemerkte, dass Carmen diesen Körperkontakt sichtlich genoss. Bei mir war ihr kleines Geheimnis aber weiterhin bestens aufgehoben.

Das Elektronengehirn verortete leichte Hämatome und andere Verletzungen, die auf Misshandlungen hindeuteten.

Nachdem wir den beiden Frauen etwas Frischwasser aus dem Bestand der Piraten zu trinken gegeben hatten, schien es so, als ob zumindest die ältere von beiden ihre Zurückhaltung aufgegeben hatte. So konnten auch endlich ihre Namen in Erfahrung gebracht werden: die ältere Frau hieß Maryke und die jüngere Beatrix. Sie waren Ehefrau und Tochter eines niederländischen Schiffbaumeisters, der von den Spaniern getötet worden war. Nach einigen Monaten waren sie dann vom Kapitän des spanischen Kauffahrers auf einem Sklavenmarkt gekauft worden. Als ich Carmen dies übersetzte, wurde sie immer wütender und hielt Beatrix immer fester im Arm.

Die weitere Untersuchung des Achterschiffs brachte keine weiteren versteckten oder gefangen gehaltenen Personen zu Tage, und so brachten wir die beiden Frauen an Deck. Carmen bemerkte den Kapitän des Kauffahrers, der gefesselt auf einem Fass saß und vom Maat verhört wurde. Sie ließ Beatrix los, ging auf den Kapitän zu und schlug ihn mit voller Wucht mit der Faust auf die Nase. Beatrix zuckte erschrocken zusammen.

»Das ist dafür, dass du kleine Mädchen vor den Augen ihrer Mutter misshandelst!«, zischte sie.

Ihr ganzer Hass auf die Spanier, die mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit auch ihre Eltern auf dem Gewissen hatten, entlud sich in diesem Schlag. Wieder einmal agierte sie vollkommen furchtlos. Aus beiden Nasenlöchern des spanischen Kapitäns begann Blut in zwei feinen Strömen herauszuffießen. Der Maat wollte Carmen stoppen, aber ich schaute ihn an und schüttelte leicht den Kopf. Er verstand sofort und ließ sie gewähren. Noch einmal bekam der Kapitän einen Schlag ins Gesicht.

Carmen ging zurück zu Beatrix, umarmte sie und küsste sie auf die Stirn. Da schienen sich die Richtigen gefunden zu haben. Falls wir jemals in mein Jahrhundert werden zurück gehen können, würde dort deutlich mehr Toleranz gegenüber gleichgeschlechtlichen Partnerschaften vorhanden sein. Jetzt im Tageslicht konnte ich mir die beiden Frauen genauer anschauen. Beide sahen sich durchaus ähnlich und waren eindeutig als Mutter und Tochter zu erkennen. Beide hatten feine Gesichtszüge mit recht heller, leicht geröteter Haut – ungewöhnlich für diese Gegend. Maryke war recht groß und hatte eine stattliche Oberweite sowie langes blondes Haar und dunkelblaue Augen. Ihre Tochter war im Prinzip eine etwas kleinere Ausgabe von ihr. Carmen war mit ihren langen schwarzen Haaren und ihren großen hellbraunen Augen meiner Ansicht nach eine perfekte Ergänzung.

Leider hatte der Kauffahrer keine brauchbare Ladung an Bord, er war wohl erst auf dem Weg

nach Südamerika gewesen. So wurde beschlossen, nur die Kiste mit den Goldmünzen sowie ein paar Fässer Schießpulver und einige Kisten mit Munition mitzunehmen und den Kauffahrer dann seiner Wege ziehen zu lassen. Der Verlust der beiden Frauen und die Demütigung, von einem jungen Mädchen geschlagen worden zu sein, war wahrscheinlich schon Strafe genug. Immer noch war kein Geleitschutz in Sicht, was mich weiterhin etwas beunruhigte. Wir lösten die Verbindungen zum Kauffahrer und fuhren weiter auf der Suche nach dem nächsten zu kapernden Schiff.

Ich bekam von Marÿke ein gehauchtes »Dankeschön«, welches vollkommen überraschend in einen Kuss auf die Wange mündete. Mir wurde bewusst, dass ich nun innerhalb kürzester Zeit drei, zugegebenermaßen nicht unattraktive, Frauen gerettet hatte. Nun waren diese Aktionen aber nicht unbedingt etwas, was man unter »Nichteinmischung in die Zeitabläufe« verstehen konnte. Da war sie wieder, die »Oberste Direktive«! Und da lösten sie sich in Luft auf, meine Vorsätze. . .

Kapitel 4

Katamaran

1 Schaufelrad

2 Rümpfe

2 Rekorde

Auf der Fahrt kamen Maryke und ich uns immer näher, schon alleine aufgrund der Enge, die auf dem kleinen Kaperschiff herrschte. Zu meinem größten Bedauern konnte ich das Elektronengehirn aber noch nicht dazu veranlassen, die Deaktivierung meines Sexualtriebs wieder aufzuheben, da weiterhin Kampfhandlungen zu befürchten waren.

Tatsächlich kam nach nicht allzu langer Zeit ein weiteres Schiff in Sicht. Dank meines sehr hochauflösenden Zooms der Sehimplantate identifizierte ich das Schiff erneut als spanischen Kauffahrer. Ich äußerte meine Bedenken, dass es schon wieder ein alleine fahrendes Schiff war. Eigentlich sollten sie laut den Aufzeichnungen in der Wissensdatenbank im Konvoi durch Kriegsschiffe geschützt fahren; es kam mir daher vor, als ob uns eine Falle gestellt werden sollte. Nachdem aber beim letzten Schiff keine ausreichende Beute gemacht werden konnte, wurde einstimmig beschlossen, das Schiff zu kapern.

Die Mannschaft des Kauffahrers leistete zwar Widerstand, aber dennoch konnte das Schiff in kurzer Zeit eingenommen werden. Ich war aber weiterhin misstrauisch; das Ganze lief mir aber immer noch zu reibungslos ab. Irgend etwas ging hier aber nicht mit rechten Dingen zu. . .

Trotz allem war die Beute durchaus brauchbar; es gab unter anderem wieder als willkommene Ergänzung ein paar Fässer Schießpulver und diverse Kisten Munition. Am besten waren aber aus meiner Sicht vier recht kleine Kanonen nebst passender Munition. Diese waren zwar kleiner als die üblichen Kanonen eines großen Kriegsschiffs, aber wir konnten sie gut vor allem für kleinere Schiffe als passende Bewaffnung für Bug und Heck gebrauchen. Das Umladen der Ladung des Kauffahrers, besonders der Kanonen, wurde dank meiner Krankonstruktion wiederum erneut deutlich erleichtert.

Als ob ich es nicht schon geahnt hatte, meldete der Ausguck plötzlich drei spanische Kriegsschiffe. War es also doch eine Falle? Hektisch wurde so viel wie möglich der Ladung umgeladen. Jetzt war ich froh, dass ich nicht unsere eigene Rah als Kran verwendet hatte, sondern die größte Rah des anderen Schiffs, so konnten wir schneller wieder wegkommen.

Die Schiffe näherten sich mit hoher Geschwindigkeit aus Lee, so dass wir nur nach Luv aus-

weichen konnten. Wir mussten also fast gegen den Wind fahren.

Die Spanier fuhren außerdem so in Formation, dass uns kein anderer Kurs mehr übrig blieb. Wir mussten alles aus dem Schiff herausholen, um den Spaniern entwischen zu können. War das jetzt eine bewusst gestellte Falle oder nur Zufall? Gegen eine Falle sprach, dass wir aber meiner Ansicht nach viel zu viel – wertvolle – Ladung umladen konnten. Schnell wurden alle Enterleinen gekappt, nachdem der letzte Mann wieder an Bord war. Die Enterhaken blieben an Bord des anderen Schiffs, der Schmied musste uns dann eben neue anfertigen.

Sehr hoch am Wind fahrend versuchten wir, den Spaniern zu entkommen. Zum Glück waren sie noch nicht in Schussreichweite gewesen. Durch die Ladung erhöhte sich unser Tiefgang und weil der Wind auch noch auffrischte, bekam das Schiff eine immer stärkere Schräglage.

Auf meinen Vorschlag hin ließ der Kapitän versuchsweise alle Mann nach Luv gehen lassen. Diese Maßnahme brachte aber keine wesentliche Verringerung der Krängung. Je aufrechter aber ein Segelschiff fuhr, desto schneller war es, wie ich aus der Wissensdatenbank erfahren hatte. Ich überlegte, wie man den Trimm noch weiter beeinflussen könnte. Mein Blick fiel auf die vier erbeuteten Kanonen, die sich an Deck befanden. Man konnte sie als weiteres Trimmgewicht nach Luv bringen. Das Elektronengehirn schlug eine interessante Konstruktion vor, nämlich dass die Kanonen durch zwei Leinen hin und her auf dem Deck bewegbar sein sollten. Wenn ein Fahrtrichtungswechsel auf die andere Windseite bevorstehen sollte, konnten die Kanonen dann problemlos auf die neue Luvseite gebracht werden. Als alle Kanonen nach Luv gebracht worden waren, verminderte sich die Krängung merklich und das Schiff wurde tatsächlich noch ein wenig schneller.

Der Abstand zu den uns verfolgenden Spaniern vergrößerte sich nur leicht, aber dafür stetig. Durch den Einsatz der Kanonen als Trimmgewicht konnte die Geschwindigkeit soweit erhöht werden, dass wir ganz knapp außerhalb der Schussreichweite blieben. So hoch am Wind kam erschwerend ein extrem starker Drang nach Lee hinzu, so dass wir eher schräg als geradeaus fuhren.

Das Schiff hatte zwar etwas Tiefgang (und jetzt noch ein wenig mehr), aber keinen Kiel oder Ähnliches. Ich nahm mir vor, entweder das Schiff umzubauen oder ein komplett neues Schiff zu konstruieren, um so der starken Abdrift begegnen zu können. Dieses sollte damit eine deutlich höhere Geschwindigkeit haben können und vor allem deutlich bessere Am-Wind-Eigenschaften aufweisen. Das schnellere Schiff zu haben, konnte unter Umständen entscheidend sein, wie an der jetzigen Situation zu sehen war. Ich wollte mir daher in Ruhe etwas überlegen. Maryke war doch die Gattin eines niederländischen Schiffsbauers, wie sie mir erzählt hatte. Wir konnten bei der Konstruktion zusammenarbeiten, falls sie vielleicht ein paar Schiffbaukenntnisse von ihrem Gatten aufgeschnappt hatte. Es würde mir schon gefallen; die Frau war ja nicht unattraktiv. Zunächst aber war es entscheidend, den Spaniern entkommen zu können.

Der zwangsweise gewählte Kurs führte uns erst einmal von unserem Stützpunkt weg, was ja nicht die schlechteste Option war. Das Schiff wurde stark beansprucht, hoffentlich hielt das Material so lange durch, bis wir die Spanier außer Sichtweite hatten und wir endlich auf einen anderen Kurs gehen konnten. Jetzt mussten Carmens und meine Verbesserungen zeigen, ob sie auch unter Extrembedingungen durchhalten konnten. Ich machte noch ein paar Feineinstellungen am Segeltrimm, die der Kapitän mir zugestanden hatte, und wir wurden noch etwas schneller. Mit mehr Ladung wäre es fast unmöglich gewesen, den Verfolgern zu entkommen.

Wir hätten zwar die Kanonen über Bord werfen können, aber das hätte auch Zeit gekostet. Außerdem wollte ich die Kanonen gerne behalten.

Es war zwar unschön, die zwei Niederländerinnen und auch Carmen gleich wieder so einer Gefahr auszusetzen, aber ich hatte an Bord nun einmal leider nicht das Sagen. Zumindest hatten wir noch etwas Ladung erbeuten können, besonders die Kanonen und auch wieder eine größere Menge Schießpulver waren doch keine so schlechte Ausbeute.

Wir bewahrten die Ruhe und so fielen die Spanier immer weiter zurück. Nach quälend langen Stunden bei höchster Anspannung der Mannschaft und höchster Beanspruchung des Materials – alle Teile des Schiffs knackten und knarrten – war der letzte der drei Spanier hinter dem Horizont verschwunden. Alle atmeten auf, wir waren gerade noch einmal davongekommen. Es war zwar noch nicht vorbei, da wir noch etwas Abstand gewinnen wollten, aber die Erleichterung war deutlich zu spüren. Vor allem brauchte das Schiff eine dringend notwendige Ruhepause; das Material war, trotz aller Verbesserungen, nicht mehr das Beste.

Auf recht großen Umwegen, die mehrere Tage in Anspruch nahmen, kehrten wir ins Dorf zurück. Auf der Fahrt wurden zum Glück keine Spanier mehr gesichtet. Ich hatte mir vorgenommen, in einer ruhigen Minute mit dem Kapitän zu reden, um ein schnelleres Schiff bauen zu dürfen. Dafür konnte man doch bestens die Reste des am Kai liegenden spanischen Schiffs verwenden. Das Schiffswrack musste sowieso irgendwann entsorgt werden, um am Kai wieder Platz schaffen zu können.

Das Treideln war wieder sehr, um es eher technisch ausdrücken zu wollen, »ressourcenbeanspruchend«, auch weil der Fluss dieses Mal eine etwas stärkere Strömung aufwies. Ich musste zusätzlich zur Schiffsneukonstruktion über alternative Antriebe zu Segeln und Treideln nachdenken. Das Elektronengehirn lieferte mir verschiedene Muster von Schiffsschrauben. Ich wollte die Konstruktion einer Schiffsschraube aber gleich wieder verwerfen, da ich mir nicht sicher war, ob der Schmied so etwas überhaupt in der notwendigen Genauigkeit herstellen konnte. Und dann war da noch die Korrosion. Mein Stöbern in der Wissensdatenbank zu historischen Schiffsantrieben brachte dann aber eine nicht uninteressante Alternative hervor, nämlich das Schaufelrad! Ein Schaufelrad war schon einmal keine schlechte Idee und passte auch hervorragend in diese Zeitepoche, was mir das Elektronengehirn umgehend bestätigte, da diese Schiffe mit durch Menschenkraft angetriebenen Schaufelrädern bereits ab dem zwölften Jahrhundert in China im Einsatz waren.

Das ging schon einmal in die richtige Richtung, und ich war bei meinem Vorhaben, die Piratenflotte wirksam zu modernisieren, schon einen Schritt weiter. Ich beschloss darüber hinaus, mich bei der Modernisierung der Flotte an die Vorgabe zu halten, nur im sechzehnten Jahrhundert bekannte Elemente aus dem Schiffbau und aus der sonstigen Technik zu verwenden. Mein Wissen über diese Dinge konnte ich halbwegs unproblematisch mit meiner Identität als Forschungsreisender erklären, da ich ja schon die ganze Welt bereist hatte. Ich musste die Ausgestaltung meiner Legende zukünftig aber deutlich besser im Voraus planen, um nicht wieder in Fallen zu geraten, aus denen ich mich mit Spontanaktionen befreien musste. Langsam wurde mir das ständige Ausredenerfinden nämlich zu anstrengend; wie gut, dass ich ein Elektronengehirn besaß, dass diese Aufgaben im Hintergrund übernehmen konnte.

Bei der Aufteilung der Beute wollte ich nichts zugeteilt haben, dafür aber die, zumindest auf den ersten Blick nicht mehr verwertbaren, Reste des spanischen Schiffs zur freien Verfügung.

Außerdem hatte ich ja schon meine Belohnung in Form von Marÿke, wenn, und hier war ich mir noch nicht sicher, wenn sie denn tatsächlich mit mir zusammen leben wollte. Besonders auf die geladenen Tropenharthölzer hatte ich ein Auge geworfen. Keiner hatte wirklich Verwendung dafür, da sie viel zu hart waren. Hier konnte ich allerdings meine neu gewonnene Körperkraft wieder einmal zum gewinnbringenden Einsatz bringen.

Ich lud die Holzladung aus und legte sie hinter meiner Hütte ab. Mit einer Säge schnitt ich kleine Stücke aus den verschiedenen Stämmen heraus und ließ mein Elektronengehirn die Holzsorten analysieren. Das dunkelste Holz war tatsächlich Mahagoni, wie ich vermutet hatte. Daneben gab es aber auch mir bis jetzt vollkommen unbekannte Sorten mit sehr exotischen und wohlklingenden Namen, wie Massaranduba, Garapa und Ipé. Darunter befanden sich einige, hoffentlich auch salzwasserbeständige, Harthölzer, die man sehr gut für technische Konstruktionen würde verwenden können.

Marÿke und ich kamen uns noch näher; die beiden Mädchen waren ja sowieso nahezu unzertrennlich. Beatrix vervollständigte bei Carmen ihre Spanischkenntnisse, und so wurde die Verständigung zwischen den beiden Mädchen immer besser. Da zur Zeit keine Kaperfahrt anstand und das Dorf auch nicht einer unmittelbaren Gefahr ausgesetzt war, konnte ich endlich einmal gefahrlos die Deaktivierung meines Sexualtriebs aufheben.

Eines Abends war diese Aktion dann von Erfolg gekrönt. Mit den Worten »Das ist für dich, du großer starker Mann aus der Zukunft!« streifte sie ihr Kleid über die Schultern und ließ es zu Boden fallen. Ich hatte sie ja bisher noch nie unbekleidet gesehen und war mehr als positiv überrascht. Sie hatte tatsächlich eine noch aufregendere Figur, als ich erwartet hatte. So kam eins zum anderen und wir erlebten eine sehr ungestüme Nacht miteinander.

Ich hatte zwar die Deaktivierung meines Sexualtriebs aufgehoben, aber meine Audio-Sensoren nicht abgeschaltet. Daher bekam ich trotzdem mit, wie Carmen in ihrer unerschrockenen Frechheit leise zu Beatrix sagte: »Endlich passiert einmal etwas zwischen den beiden.« Ich nahm mir vor, mit ihr noch einmal darüber reden zu wollen.

Ich genoss den sexuellen Kontakt zu Marÿke sehr. Bislang hatte noch keine richtig feste Beziehung gehabt; bedingt durch die häufigen Standortwechsel während meiner Militärdienstzeit und vor allem durch den Krieg gab es bisher eher nur »One Night Stands«. Jetzt aber hatte ich sogar im Prinzip nicht nur eine Partnerin, sondern gleich eine ganze Familie. Hoffentlich hielt dieser Zustand noch lange an.

Die folgenden Tage richteten wir unser neues Heim ein. Marÿke war ausgesprochen glücklich darüber, dass ihre Tochter so aufblühte. Ich erläuterte ihr, dass gleichgeschlechtliche Liebe keine Sünde, Krankheit oder Ähnliches war, sondern einfach eine entsprechende Veranlagung. Sie hatte tatsächlich ihre Tochter noch nie so glücklich erlebt, seit die Fesseln der von Gesellschaft und Klerus auferlegten Sexualmoral gesprengt worden waren.

In den vielen durchwachten Nächten, die ich mit der Planung des neuen Kaperschiffs beschäftigt war, hatte ich einerseits viel über Schiffbau im Allgemeinen gelernt und andererseits waren die Planungen für ein, nennen wir es, »Jagd- und Kaperfahrzeug« im Speziellen so weit fortgeschritten, dass ich mit dem Bau beginnen konnte. Der Kapitän brachte nahezu in letzter Sekunde eine neue Vorgabe ins Spiel, nämlich dass das neue Schiff eine identische Mannschaftsstärke und eine mindestens identische Zuladung wie ein konventionelles Kaperschiff haben sollte. Als Schiffstyp kam wegen der Flachwassereignung, einer möglichst hohen End-

geschwindigkeit und einer möglichst wenig ausgeprägten Krängungsneigung eigentlich nur ein Mehrumpfboot, ein Katamaran, in Frage. Vor allem wenn man schnell durch flache Gewässer fliehen konnte, beispielsweise durch Lagunen, hatte man schon einen gewissen Vorteil gegenüber den vergleichsweise schwerfälligen Kriegsschiffen und den noch schwerfälligeren Kaufmannschiffen. Dass die Geschwindigkeit unter Umständen entscheidend sein konnte, hatte ich auf der Flucht vor den plötzlich auftauchenden spanischen Kriegsschiffen gelernt. Die Größe des Schiffs gab die Vorgabe des Kapitäns vor. Die Planung der Rumpflängen und -breiten war recht schnell abgeschlossen, so dass ich mit dem Bau beginnen konnte.

Unter Beisein des sehr skeptischen Kapitäns führte ich die Kiellegung der zwei Rümpfe durch. Die Reste des spanischen Schiffs wurden so nach und nach einer neuen, besseren, Verwendung zugeführt. Ich hatte mit dem Kapitän vereinbart, dass ich nur in meiner Freizeit an dem Schiff bauen durfte und sonst für Kaperfahrten oder zur Verteidigung des Dorfes unverzüglich zur Verfügung stehen musste, was ich selbstverständlich widerspruchslos akzeptierte.

Marjke wich nicht mehr von meiner Seite, wenn ich am Katamaran baute. Sie hatte tatsächlich von ihrem verstorbenen Gatten einiges Wissen in Bezug auf Schiffbau aufgeschnappt und war mir eine große Hilfe. Knifflige Konstruktionsarbeiten machten ihr sichtlich Spaß, und viele Stunden verbrachten wir über Konstruktionszeichnungen, die wir auf Papier anfertigten, welches wir von einem Kauffahrer in größeren Mengen erbeuten konnten. Die körperliche Arbeit machte sie zunehmend kräftiger und sie war sich auch durchaus nicht zu schade, schwere Holzteile zu tragen.

Indem ich darauf wettete, dass das neue Schiff auf jeden Fall schneller als ein konventionelles Kaperschiff sein würde, konnte ich dem Kapitän die vier erbeuteten kleinen Kanonen abluchsen, musste diese aber wieder zurückgeben, wenn ich die Wette verlieren würde. Ich plante diese Kanonen somit gleich bei meiner Schiffskonstruktion mit ein. Der Bug- und Heckbereich sollte jeweils hochgezogen sein und die Kanonen dort »versteckt« und mit Mündungsklappen, oder wie das hieß, versehen werden. Das Elektronengehirn lieferte mir prompt den korrekten Fachbegriff.

Die Kanonen sollten auf jeden Fall sogenannte »Stückpforten« bekommen, um gegen Wassereintritt gewappnet zu sein, wenn beispielsweise der Bug bei einer Welle ins Wasser eintauchte. Eigentlich war ich ja gegen jegliche Löcher im Rumpf, ich hatte noch die Wassereintritte in meinem gesunkenen Raumschiff vor Augen. Aber um den Schwerpunkt des Schiffs durch die Kanonen nicht allzu hoch werden zu lassen, mussten diese möglichst tief angebracht werden; an der Stelle kam meiner schöne Planung aber dummerweise dem Wasser in die Quere.

In der Hurrikansaison blieben wir von großen Stürmen verschont, nur ab und zu erreichten uns Ausläufer mit viel Regen, aber nicht so starkem Wind. So konnten wir weiter am Katamaran bauen, von gelegentlichen Kaperfahrten abgesehen, um uns den Lebensunterhalt verdienen zu können. In den ruhigen Momenten außerhalb einer Kaperfahrt überlegte ich, wie das Schaufelrad angetrieben werden sollte. Das Elektronengehirn lieferte mir eines Tages einen sehr schönen Lösungsvorschlag, nämlich einen Tretantrieb.

Sofort begann ich mit der Detailplanung. Ein Schaufelrad mit Tretantrieb war eine der Zeitepoche wunderbar angemessene Konstruktion. Eigentlich wollte ich aber kein Loch in den Rumpf bohren und daher den Antrieb mittels einer Zahnrad- und Wellenkonstruktion über die Oberkante der Bordwand führen. Ein Kegelradgetriebe passte eigentlich laut Wissensdaten-

bank am Besten, aber das Elektronengehirn war anderer Ansicht: Kegelzahnräder waren in dieser Zeitepoche nämlich nicht mit den erforderlichen Maßtoleranzen herstellbar, obwohl die bei den Piraten gelagerten Harthölzer durchaus dafür geeignet waren.

Dies leuchtete mir ein, die Konstruktion sollte doch auch unter den harten Bedingungen einer Kaperfahrt problemlos funktionieren. Aber wie konnte man die Kraft wie dann vom Tretantrieb »um mehrere Ecken« auf das Schaufelrad bringen? Das Elektronengehirn präsentierte mir eine vielversprechende Alternative: ein Kronenradgetriebe. Die Harthölzer waren seiner Ansicht nach auch gut für Zahnräder geeignet. Nur stelle sich auch hier wieder die Frage nach dem historischen Bezug. Das Elektronengehirn beruhigte mich sofort, indem es feststellte, dass Kronenradgetriebe auch im sechzehnten Jahrhundert schon bei Wind- und Wassermühlen im Einsatz waren.

Ohne dass ich es verhindern konnte, stieg in mir ein Bild von Maryke in zeitgenössischer niederländischer Tracht inmitten von niederländischen Windmühlen auf, was aber schnell wieder verschwand, als ich mich wieder dem Projekt widmete.

Da ich das Getriebe so konstruierte, dass das große Kronenrad nach oben aus den kleineren Zahnradern herausgenommen werden konnte, war es möglich, das gesamte Schaufelrad aus dem Wasser zu ziehen, um keinen unnötigen Wasserwiderstand zu bieten.

Ich hatte, auch wegen des Regen- und Sonnenschutzes, größtenteils unter einer großen Segeltuchplane gearbeitet, die Carmen mir aus vielen kleinen Segelresten zusammengenäht hatte, und so wurde das Antriebsprojekt mehr oder weniger geheim durchgeführt. Nach vielen Wochen, gelegentlich durch kurze Kaperfahrten unterbrochen, war es dann endlich soweit, der Antrieb war fertig! Ob und wie er funktionierte, musste eine Testfahrt zeigen.

Ich schaute die fertige Konstruktion noch einmal im Ganzen an und war mehr als zufrieden. Es war eine meiner Ansicht nach eine geniale feinmechanische Meisterleistung, ganz aus Holz, wie sie Leonardo da Vinci nicht besser hätte konstruieren können. Wir befanden uns doch am Ende des sechzehnten Jahrhunderts und Leonardo da Vinci starb im Jahr 1519, also konnten derartige Konstruktionen durchaus glaubhaft vorhanden sein.

Nachdem ich mittlerweile vorsichtig geworden war, was das öffentliche Zurschaustellen meiner Kenntnisse und Fähigkeiten betraf, konnte ich jetzt meiner Legende hinzufügen, dass ich als Zimmermann und Forscher sein technisches Werk genauestens studiert hatte. Zwar bezweifelte ich, dass jemand hier vor Ort jemals etwas von Leonardo da Vinci gehört haben konnte, aber ich musste weiterhin für alle Eventualitäten gerüstet sein.

Der Katamaran wurde zu Wasser gelassen und ich stellte mit großer Erleichterung fest, dass er zum Einen nicht gleich auf Grund ging und zum Anderen nicht zu tief und vor allem gleichmäßig im Wasser lag. Meine Berechnungen waren korrekt und auch wenn das Schiff noch ohne Takelage irgendwie noch nicht so richtig »schiffmäßig« aussah, so war der gelungene Stapellauf doch ein großer Schritt in die richtige Richtung gewesen.

Die vereinbarte Schaufelrad-Testfahrt des Katamarans wurde vom Kapitän gleich in eine Wettfahrt umgewandelt. Ich hatte aber durchaus Vertrauen in meine Konstruktion und war somit recht zuversichtlich. Die Wettkampfstrecke wurde flussaufwärts vom Kontrollposten bis zum Dorf festgelegt – natürlich gegen die Strömung. Parallel zum per Schaufelrad angetriebenen Katamaran sollte ein konventionelles Kaperschiff auf die übliche Art und Weise getreidelt werden. Der Kapitän hatte die stärksten Männer ausgesucht, die auch sonst für das Treideln

eingeteilt wurden; mir blieb sozusagen nur die »zweite Garde«. Immerhin war ich ja auch noch dabei und konnte so meine durch die Implantate zusätzlich gewonnene Körperkraft einsetzen. Darüber hinaus hatte ich in das Getriebe eine kleine Übersetzung integriert, somit hoffte ich, dass man auch eine geringere Kraft besser in Vortrieb umsetzen konnte.

Am folgenden Tag wurde dann die Wettfahrt durchgeführt. Als erschwerender Faktor kam hinzu, dass ausgerechnet an dem Tag nach mehreren starken Nachmittagsgewittern am Vortag die Strömung des Flusses wieder einmal stärker als gewöhnlich war. Wir legten vom Kai ab und bis zum Kontrollposten ließen wir uns treiben. Dann drehte ich den Katamaran wieder in Flussaufwärtsrichtung, wir ankerten und warteten auf das Startzeichen. Der Kapitän gab mit einem Büchenschuss das Startzeichen und am Ufer liefen Melder zum Dorf, um den Start mitzuteilen. Ich ließ den Anker lichten und kräftig in die Pedale treten. Beatrix übernahm das Steuer; meine »Tret-Mannschaft«, zu der auf eigenen Wunsch auch Maryke und Carmen gehörten, und die generische Treidelmannschaft gaben alles.

Im Dorf kamen wir mit deutlichem Vorsprung vor dem getreidelten Schiff an. Ich sah, wie wieder einige Münzen von unglücklichen Wettverlierern zu glücklichen Gewinnern wechselten. Noch nie hatte ein Schiff so schnell diese Strecke zurückgelegt. Sogar der alles immer eher skeptisch sehende Kapitän war beeindruckt. Ich musste dies gleich etwas relativieren, da das Schiff noch mit Masten, Segeln und Ladung – und dann auch den Kanonen – etwas schwerer werden würde. Aber für einen ersten Test, und dann auch noch bei dieser Strömung, war es schon sehr zufriedenstellend gelaufen.

Ein geringer Tiefgang bedeutete natürlich auch einen geringeren Wasserwiderstand; insofern waren das noch nicht die Bedingungen, die tatsächlich auf dem offenen Meer vorherrschten. Vor allem war hier kein Wind quer zur Fahrtrichtung, so dass es noch keine oder nur eine geringe Abdrift gab. Ich hatte mich ja schon über die starke Abdrift eines konventionellen Kaperschiffs geärgert und dass wir nur sehr knapp den Spaniern entkommen waren. Um trotzdem auch in seichten Gewässern fahren zu können, wollte ich den Tiefgang möglichst gering halten und daher hatte ich bewusst ein Zweirumpfboot konstruiert. Jetzt musste es nur noch einen beweglichen Kiel oder wie das hieß bekommen, um der Abdrift entgegen wirken zu können. Das Elektronengehirn meinte, es müsste »Schwert« heißen.

Als ich mir die Konstruktionsdetails eines Schwertes in der Wissensdatenbank angesehen hatte, kamen mir wieder Zweifel an der Ausführung. Für ein klassisches Schwert eines Einrumpfboots musste ich eigentlich wieder ein mehr oder weniger großes Loch in den Rumpf machen, in meinem Fall bräuchte ich dann derer zwei, was ich aber unbedingt vermeiden wollte. Das Elektronengehirn empfahl seitlich am Rumpf, und nicht unter dem Rumpf, angebrachte Schwerter, so genannte »Seitenschwerter«.

Der Einsatz von Seitenschwertern war außerdem schon seit dem achten Jahrhundert bei chinesischen Dschunken überliefert, so dass ich dann eben Seitenschwerter konstruierte, da auch diese sich einigermaßen in diese Zeitepoche einfügten. Hierbei stolperte ich in der Wissensdatenbank über weitere historische Aufzeichnungen, die besagten, dass Seitenschwerter erst Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in den Niederlanden . . .

Meine Gedanken wandten sich sofort vom Schiffbau ab und die Realität der Zeitreise holte mich wieder ein. Ich hatte Maryke gerettet, sie hatte gewisse Schiffbaukenntnisse, denen sie nun die Seitenschwerter hinzufügte, und wir standen kurz vor dem Jahreswechsel von 1581

nach 1582. Wenn sie nun in die Niederlande zurückkehren sollte, dann würde sie unter Umständen dieses Wissen dort einbringen. Waren solche »Henne-Ei«-Bezüge überhaupt zulässig, ohne dass das Raum-Zeit-Kontinuum nachhaltig gestört wurde und alles in einem Paradoxon endete? Das in der Wissensdatenbank vorhandene Theoriwerk zu Zeitreisen lieferte hierzu leider keine befriedigende Auskunft, da sich verschiedene Wissenschaftler in diesem Punkt widersprachen – und ein Paradoxon hatte logischerweise noch niemand ausprobieren können. Ich bewegte mich hier auf jeden Fall auf sehr dünnem Eis und musste schauen, dass ich es mit den Eingriffen in die Zeitabläufe nicht zu weit trieb. Schlussendlich war es besser, dass Marÿke möglichst nicht in die Niederlande zurückkehrte oder, als bestmögliche Alternative, dass sie in mein Jahrhundert mitkommen sollte, falls sich die Gelegenheit dazu bot. Falls sich überhaupt die Gelegenheit dazu bot und nicht ein Raum-Zeit-Paradoxon alles verschlang. . .

Auch um mich ablenken zu können, stürzte ich mich wieder umso intensiver auf die Schiffskonstruktion. Marÿke und ich einigten uns auf ein so genanntes »Klappschwert«, das bei Grundberührung hochklappen sollte, um so Schäden vermeiden zu können. Der Schmied konnte eine passende Eisen- oder Kupferummantelung für die untere Seite herstellen, die als Gewicht und als Schutz vor Grundberührungen dienen sollte.

Nun fehlte noch der »Windantrieb«. Ich wollte auf jeden Fall aufgrund der besseren Segeleigenschaften weg von Rahen mit Rahsegeln, sondern der Katamaran sollte die Art von Segeln bekommen, die sozusagen längs und nicht quer am Mast befestigt waren. Das Elektronengehirn konnte auch hier mit Fachbegriffen weiterhelfen, denn diese hießen »Schratsegel« oder »Lateinersegel«. Wegen der zusätzlichen Versteifung an der Oberseite durch eine so genannte »Spiere« empfahl es Lateinersegel.

Ich schaute mir in der Wissensdatenbank die Bauweise von Lateinersegeln an und war sofort davon überzeugt, diese zu verwenden. Weil dann aber keine Rah mehr als Kran umgerüstet werden konnte, was sich beim Entladen von größeren Beutestücken bereits als sehr hilfreich erwiesen hatte, wollte ich die Spiere des größten Segels so konstruieren, dass man sie problemlos und ohne große Umrüstungsarbeiten auch als Kran verwenden konnte. Wie ich mir in meiner ersten Nachtwache auf dem Piratenschiff schon überlegt hatte, wurden außerdem alle wichtigen Leinen, die der Segeltrimmeinstellung dienten, in den hinteren Bereich des Schiffes geführt (der bei modernen Schiffen laut Elektronengehirn tatsächlich auch »Cockpit« genannt wurde), um es unter Umständen auch mit nur einer oder zwei Personen vollständig bedienen zu können.

Die zwei Niederländerinnen nähten unter Anleitung von Carmen die passenden Segel aus Segeltuchresten des spanisches Schiffs zusammen, da ich ja nur »Reste« verwenden durfte. Dennoch hatte ich weiterhin großes Vertrauen in Carmens Näh- und Improvisationskünste, aus nahezu Nichts etwas Brauchbares zu gestalten. Während meine drei Damen sich mit der Herstellung der Segel beschäftigten, konnte ich den Aufbau der Takelage vollenden. Mit zwei Masten und dem dazugehörigen laufenden und stehenden Gut sah der Katamaran schon deutlich »segelschiffiger« aus. Die Segel waren dann innerhalb einer Woche fertig und so konnten wir uns auf die lange ersehnte erste Testfahrt unter Segeln begeben.

Wir legten vom Kai ab und ließen uns von der Strömung bis zum Kontrollposten treiben. Um vor dem Posten anhalten zu können, benutzten wir den Schaufelradantrieb als Bremse. Ich hatte dies noch nie so richtig probiert, aber wir kamen punktgenau vor der Sperre zum Stehen. Die am Posten stationierten Piraten waren über dieses Manöver recht erstaunt, da schon meh-

rere Schiffe nicht mehr rechtzeitig bremsen konnten und die Sperre gerammt hatten. Nachdem wir die Sperre passiert hatten, machten wir erneut in der Flussmündung Halt. Es wurden die Segel gesetzt und das Schaufelrad aus dem Wasser gezogen. In der Flachwasserzone an der Flussmündung, ohne Wellen und bei lebhaftem Wind war sofort eine starke Beschleunigung zu spüren. Auch die Abdrift hielt sich dank der Schwerter in sehr engen Grenzen. Ich war begeistert, da die Fahrteigenschaften im Flachwasser meine Erwartungen bei Weitem übertrafen. Das jeweilige Luvschwert wurde zur Verminderung des Wasserwiderstands aus dem Wasser gezogen, diese zusätzlichen Handgriffe bei einer Wende waren aber noch ungewohnt und mussten sich erst einspielen. Die Manövrierfähigkeit des Katamarans war natürlich im Vergleich zu einem Einrumpfboot weniger gut. Vor allem hatte er einen größeren Wendekreis, was aber durch das höhere Beschleunigungsvermögen wieder ausgeglichen wurde. Diese Schnellfahrten machen mir sogar richtig Spaß, was mir meine drei Damen bestätigten; sie hatten mich schon lange nicht mehr so gelöst erlebt.

Mit einem Raumschiff waren natürlich ganz andere Geschwindigkeiten möglich, aber hier auf dem Segelschiff spürte man diese auch wirklich, da es keine Trägheitsdämpfer oder Ähnliches gab. Zum Schluss wurde ich sogar noch etwas mutiger und ließ den Katamaran mit recht hoher Geschwindigkeit über einige sehr flache Stellen fahren, so dass die Schwerter Grundberührung bekamen und wie geplant hochklappten, ohne beschädigt zu werden oder gar abzubrechen.

Nach diesem Erfolg verließen wir noch kurz vom Flachwasser der Flussmündung und fuhren auf das offene Meer hinaus. Das Schiff machte im Vergleich mit einem Einrumpfboot in der Dünung erwartungsgemäß deutlich weniger Rollbewegungen. Dies kam auf jeden Fall Marÿke sehr entgegen, die einen leichten Hang zur Seekrankheit hatte (»das ist mir furchtbar peinlich, ausgerechnet als Gattin eines Schiffbauers«). Die Fahrteigenschaften bei Seegang waren sicherlich nicht die Schlechtesten. Das war allerdings nur die erste Testfahrt noch ohne Ausrüstung und Ladung, aber die Ergebnisse waren mehr als vielversprechend gewesen. Etwa eine Stunde lang fuhren wir verschiedene Manöver, dann kehrten wir um und bewegten uns wieder in die Flussmündung hinein. Nach Passieren der Sperre kam dann wieder das Schaufelrad zum Einsatz und wir legten am Kai an. Ein wichtiger Meilenstein bei der Modernisierung der Kaperflotte war geschafft.

Für die erneute Wettfahrt, dieses Mal unter Segeln, wurde entsprechendes Gewicht in Form von Steinen und Felsbrocken anstatt Kanonen, Munition, Schießpulver, Trinkwasser und Nahrungsmitteln geladen. Dies war vom Kapitän angeordnet worden, um den Katamaran unter Echtbedingungen, das hieß in voller Kampfbeladung gegen ein ebenfalls voll ausgerüstetes konventionelles Kaperschiff antreten zu lassen. Die Wettfahrtstrecke wurde ebenfalls vom Kapitän festgelegt und führte einmal um eine ein paar Seemeilen vor der Flussmündung liegende kleine Insel herum und wieder zur Flussmündung zurück. Wieder konnte ich beobachten, wie Wetten abgeschlossen wurden. Nachdem der Katamaran die erste Wettfahrt gewonnen hatte, sahen unsere Wettquoten aber dieses Mal deutlich besser aus, soweit ich es mitbekommen hatte.

Wie nicht anders zu erwarten, gewann wiederum der Katamaran, wobei uns der nicht allzu starke Seegang dabei geholfen hatte. Daraufhin wurde der einstimmige Beschluss gefasst, die nächste Kaperfahrt zusätzlich mit dem Katamaran durchzuführen. Ganz vertrauten Kapitän und Maat mir und meiner Schiffskonstruktion nämlich noch nicht, so dass wir mit zwei Schiffen diese Fahrt durchführen sollten.

So wurde der Ballast wieder ausgeladen und das Schiff mit allem Notwendigen für eine Kaperfahrt bestückt. Auch die vier erbeuteten kleinen Kanonen konnten jetzt endgültig an die vorgesehenen Plätze an Bug und Heck eingebaut werden. Nach drei weiteren Testfahrten, auf denen ich noch die Feinjustierung des Riggs und noch kleinere Umverteilungen des Ballasts vornahm, war es dann endlich soweit: Ich konnte die Einsatzbereitschaft des Katamarans an den Kapitän melden.

Frohen Mutes brachen wir nach ein paar Tage auf die Kaperfahrt auf. Die eher positive Stimmung rührte auch daher, dass wir mit zwei Schiffen deutlich mehr erreichen konnten, als mit einem alleine. Als wir mit den Schiffen einen Kauffahrer in die Zange nahmen, geschah dann das vollkommen Unerwartete.

Der Kapitän wurde getötet, als im Kampf unser anderes Kaperschiff versenkt wurde, da es einen eher zufälligen Kanonentreffer direkt unter der Wasserlinie bekommen hatte. Ich hatte tatsächlich das Wort »unser« verwendet; ich fühlte mich wirklich schon als vollwertiger Pirat. Wir konnten noch einige Besatzungsmitglieder des anderen Kaperschiffs retten, mussten dann aber den Angriff abbrechen, um aus der Schussweite des Kauffahrers zu kommen. Nun kamen auch die Heckkanonen des Katamarans zum Einsatz und lieferten uns durch einen schönen Treffer direkt in den Bug des uns verfolgenden Schiffs den entscheidenden Vorteil.

Als ob ich es nicht schon geahnt hatte, wurde ich spontan – einstimmig – als Nachfolger des Kapitäns gewählt. Sogar der Maat hatte für mich gestimmt, obwohl er eigentlich der legitime Nachfolger gewesen wäre. Mir war das Ganze aber eher peinlich und stand einmal wieder meinem Vorsatz, nicht allzu stark in das Geschehen eingreifen zu wollen, unvereinbar entgegen. Ich hatte zwar ein wenig Führungserfahrung in der Raumflotte erworben – als Lieutenant war man ja sozusagen »mittlere Managementebene« –, aber die ganze Situation hier hatte wieder einmal ganz andere Dimensionen, da ich plötzlich nicht nur für eine Schiffsbesatzung, sondern für ein ganzes Dorf mit einigen Familien verantwortlich war. Das Elektronengehirn musste daher im Hintergrund diverse Regelwerke zu Personalführung und Ähnlichem durchforsten.

Jetzt war nur noch der Katamaran als einziges Kaperschiff übrig. Dieser musste dann auf der weiteren Fahrt zeigen, was in ihm steckte und konnte seine Geschwindigkeit und vor allem sein Beschleunigungsvermögen voll ausspielen. Schlussendlich hatten wir doch noch die Gelegenheit bekommen, gute Beute zu machen, auch um die Familien der getöteten Piraten versorgen zu können, was ja jetzt die Aufgabe des Kapitäns war.

Nun war ich nicht mehr nur ein einfacher Pirat im sechzehnten Jahrhundert, sondern war sogar zum waschechten Piraten-Kapitän gewählt worden. In was war ich da bloß hineingeraten. . .

Kapitel 5

Kampflegende

1 General

0,00812 Jahre

4 Angreifer

Das Abwracken eines weiteren gekaperten und im Kampf schwer beschädigten spanischen Schiffes machte Fortschritte. Einige Familien des Dorfes konnten mit weiterem Hausrat und mit neuer Kleidung versorgt werden. Mit einer recht großen Anzahl erbeuteter Silber- und Goldmünzen ließ sich auch wieder vortrefflich Handel treiben und so auch Waren beschaffen, die sonst nicht verfügbar waren. Es war auch noch ausreichend Material zur Erweiterung von ein paar Hütten vorhanden – und sogar für den Bau mindestens eines weiteren Katamarans. Ich war gerade dabei, weitere Teile der Ladung des Spaniers zu entladen, da meldete mein Elektronengehirn etwas, auf das ich schon so lange gewartet hatte, nämlich ein in die Atmosphäre eintretendes Raumschiff mit Kurs auf diesen Standort.

War das mein ersehntes Rettungsteam? Etwas verunsichert wurde ich davon, dass der Transponder des Schiffs deaktiviert war. Wenn es ein Rettungsteam war, dann sollte es doch ein Interesse daran haben, dass ich wusste, wer sie waren und wie sie mich finden konnten. Sie hatten offenbar den Transponder meines Elektronengehirns angepeilt und waren auf dem Weg zu mir. Die nächste Meldung des Elektronengehirns änderte die Unsicherheit dann allerdings in einen leichten Schockzustand, denn es wurde eine Waffe abgefeuert und deren Ziel war dieser Standort.

Schon hörte ich ein mir vollkommen unbekanntes Sirren und kurz darauf den Einschlag. Irgend jemand wollte mich also nicht etwa retten, sondern feuerte statt dessen auf mich! Kurz darauf schlug die nächste abgefeuerte Ladung ein. Im Dorf brach Panik aus.

»Wir werden angegriffen! Evakuieren! Evakuieren! Lauft zu den Höhlen!«, brüllte ich.

Vor einiger Zeit hatte ich in meiner Eigenschaft als neuer Kapitän zusammen mit den Ältesten mehrere Alternativpläne zur Evakuierung des Dorfes ausgearbeitet, abhängig davon, von wo und wie wir angegriffen werden. Mit einem Luftangriff hatte ich aber – logischerweise – nicht gerechnet, so dass der berühmte »Plan B« zum Einsatz kam, der mehr oder weniger aus »weglaufen, so schnell man konnte« bestand. Wieder traf ein Einschlag und das Dach einer Hütte sackte an einer Ecke ab. Ich begann, in die entgegen gesetzte Richtung, also Richtung Meer, zu laufen.

»Du kommst nicht mit?«, fragte jemand.

Ich antwortete: »Nein, die haben es ausschließlich auf mich abgesehen!«

Dann erfasste mein Augenimplantat das Schiff, wie es in einem großen Bogen über die Nordseite der Insel flog. Von Weitem sah es wie ein recht kleines Schiff der Raumflottenklassen 9 oder 9A aus, also war es eines von unseren. Es blieb aber die Frage offen, warum es auf mich feuerte. Zunächst jedoch drängte sich eine viel wichtigere Frage in den Vordergrund, denn das Elektronengehirn hatte den Waffentyp identifiziert. Anhand akustischen Verhaltens und Art der Zerstörungen wurde mit einer fünfundneunzigprozentigen Wahrscheinlichkeit ein MBE ermittelt.

Es feuerte also jemand mit einer Waffe auf mich, die es eigentlich nicht – oder nicht mehr – geben sollte.

Ein »Molecular Bond Evaporator«, kurz MBE genannt, war meiner Ansicht nach eine ganz heimtückische Waffe. Alle Objekte, also Flüssigkeiten, Festkörper und auch Lebensformen, bestehen ja grundsätzlich aus Molekülen, die durch mehr oder weniger starke Bindungskräfte zusammen gehalten werden. Ein MBE löst nun schlagartig diese Bindungen auf, indem er einen negativen Energieimpuls aussendet, der die Bindungsenergie des getroffenen Objekts neutralisiert. Das Objekt – oder Teile davon, je nach Größe – wird dadurch in seine Grundelemente zerlegt, also bei einem Menschen beispielsweise wären das dann Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff, Eisen undsoweiter. Die Trefferstelle oder das ganze getroffene Objekt lösten sich sozusagen in Dampf auf, daher kam auch der Name. Ursprünglich für den luftleeren Raum entwickelt, hatten diese Waffen in Atmosphären aber keine allzu große Reichweite, da der Energiestoß auf seinem Weg zum Ziel die Atmosphärenmoleküle, auf die er traf, ebenfalls auftrennte und dadurch immer schwächer wurde. Auf diese Weise kam wohl auch das Sirren zustande.

Darauf baute ich jetzt und lief weiter einen schmalen Pfad vom Dorf weg. Wieder hörte ich hinter mir ein paar Einschläge, wodurch mehrere Bäume gefällt wurden und einige Vögel panisch umher flatterten.

Ich stoppte und wies das Elektronengehirn an, meinen Transponder und die Außenkommunikationskanäle sofort zu deaktivieren. Es weigerte sich aber, da das Sicherheitsprotokoll diese Befehle nicht zuließ. Wir befanden uns schließlich in einer Kampfsituation, da auf mich gefeuert wurde, also wies ich es an, das Protokoll zu umgehen. Was hierzu offiziell empfohlen wurde oder nicht, war mir gerade jetzt, ehrlich gesagt, ziemlich egal.

Diese Maßnahme zeigte augenblicklich die erhoffte Wirkung, denn das Schiff stellte nach noch zwei kurzen Salven das Feuer ein. Es flog über den Wald hinweg und setzte in Strandnähe zur Landung an. Ich war also zunächst noch einmal davon gekommen und – was fast noch viel wichtiger war – das Dorf und seine Bewohner auch. Wer immer mich auch hier suchte, würde aber nicht eher Ruhe gegeben haben, bis ich gefunden und eliminiert worden wäre. Und diejenigen waren zu allem entschlossen, sonst hätten sie nicht eine an sich illegale Waffe eingesetzt. Ich ging vorsichtig weiter Richtung Ufer.

Das Elektronengehirn ließ mich stoppen, denn es hatte zwei unbekannte Personen identifiziert, einen Menschen und einen Hybriden.

Ein Hybrid also. Noch einer.

Warum überraschte mich dies nicht wirklich? Ich war wohl doch nicht das einzige Exemplar geblieben. Hatten mich etwa alle belogen? Es war abzusehen, dass nicht irgend ein x-beliebiger Soldat gesandt worden würde, um mich ausfindig zu machen und um mich zu beseitigen, sondern jemand, der mir ebenbürtig war.

Ich erreichte den Strand und sah die beiden Soldaten mit gezogenen Waffen in meine Richtung gehen. Als sie mich erblickten, eröffneten sie sofort das Feuer auf mich. Der neben mir stehende Baum wurde getroffen und ein Stück des Stamms löste sich förmlich auf, so dass der Baum umzustürzen begann. Sie hatten also auch MBE-Handfeuerwaffen im Einsatz.

Den Taktikvorschlag des Elektronengehirn, mit dem umstürzendem Baum eine Verwundung vorzutauschen, nahm ich gerne an. Ich fing daher mit beiden Händen den Baum auf und ging mit ihm zu Boden, kam aber neben ihm zu liegen. Durch das dichte Unterholz konnten die Soldaten aber nicht genau sehen, ob und wie ich vom Baum getroffen wurde. Auf dem Boden liegend registrierte ich, wie die beiden Soldaten langsam näher kamen.

Ich konnte auch hören, wie die Soldaten sich stritten.

»Nein! Ich kann ihn noch nicht vollständig evaporieren«, sagte der eine Soldat. »Ich muss erst seinen Datenspeicher auslesen. Weil er alle Zugriffe von außen gesperrt hat, bin ich gezwungen, eine direkte Hybrid-zu-Hybrid-Verbindung herzustellen.«

Damit war dann auch eindeutig geklärt, welcher von beiden der Hybrid war. Der Hybrid kam näher, beugte sich über mich und plötzlich hörte ich einen Schuss, den das Elektronengehirn als aus einer Büchse angefeuert identifizierte.

Der andere Soldat sackte zusammen und Blut strömte aus einer Halswunde. Der über mich gebeugte Hybrid war von diesem Schuss ebenso überrascht worden wie ich, aber diese Gelegenheit musste ich einfach nutzen. Mit einer schnellen Rollbewegung trat ich ihm die Waffe aus der Hand. Mit einem weiteren Tritt aus dem Liegen traf ich sein Gesicht, so dass er begann, rückwärts zu torkeln. Ich rollte noch weiter zur Seite, griff seine am Boden liegende Waffe und drückte ab. Augenblicklich lösten sich sein Hals und der überwiegende Teil seines Oberkörpers auf. Der Kopf rollte davon und der Rest seines Körpers ging zu Boden. Ich hatte noch nie eine MBE-Handfeuerwaffe in Aktion erlebt; den Ruf einer heimtückischen Waffe hatte sie vollkommen zu Recht! Aus dem verstümmelten Körper tropften Blut und Hydraulikflüssigkeit heraus und sickerten in den feinen Sand.

Ich sah, wie ein kleiner Fuß den Kopf stoppte, bevor er in das Wasser rollen konnte. Überrascht schaute ich nach oben. Es war Carmen, welche die noch rauchende Büchse in ihrer rechten Hand hielt. In ihrer mittlerweile erworbenen Unerschrockenheit war sie mir gefolgt und nicht mit den anderen Dorfbewohnern zu den Höhlen gegangen. Sie war nun wirklich nicht mehr das kleine verängstigte Mädchen, las das ich sie kennengelernt hatte. Ich war mir gar nicht bewusst, dass sie so gut schießen konnte. Im Vergleich zu den Waffen aus meinem Jahrhundert war eine Büchse nämlich deutlich komplizierter zu handhaben.

»Netter Schuss!«, stellte ich fest.

Sie erwiderte: »Danke, gleichfalls!«

Auf meine Frage, wer ihr das Schießen beigebracht hatte, antwortete sie, dass es die Gegenleistung eines Piraten für ein Kleid aus besonders feiner Seide gewesen war.

Ich musste mich sputen. Hybride haben zwar eine autarke Energieversorgung ihrer Gehirne, aber diese war nicht unbegrenzt. Da der Hybrid außerdem beschädigt war, konnte ich nicht voraussehen, wie lange ich noch Zugriff auf seine Daten haben konnte. Wenn ich seine Daten auslesen wollte, so wie er es bei mir vorhatte, musste es bald geschehen. Ich hob den Kopf auf.

Unter Umgehung sämtlicher Sicherheitsprotokolle verschaffte ich mir einen Datenzugriff auf das Elektronengehirn des anderen Hybriden. Die Protokolle waren jetzt nicht wichtig, da der andere Hybrid mich schließlich töten wollte. Ich überspielte die Daten des anderen Hybriden in einen geschützten Bereich meines Elektronengehirns, um sie später in Ruhe analysieren zu können.

»War das so eine Mensch-Maschine wie du?«, fragte Carmen.

»Ja, es gibt noch ein paar mehr von meiner Sorte.«

Ich war erstaunt, wie viel Selbstvertrauen sie gewonnen hatte. Nun mussten wir uns allerdings weiter beeilen, denn wenn sich seit meiner Abwesenheit nichts Wesentliches verändert hatte, dann sah das übliche Protokoll der Raumflotte bei einem Außeneinsatz vor, dass unter bestimmten Umständen die Selbstzerstörung des Schiffes eingeleitet wurde. Diese Umstände waren ein Kriegseinsatz – und ich musste zunächst einmal davon ausgehen, dass es sich um einen Kriegseinsatz handelte – und dass die Besatzung nach einer festgelegten Zeit sich nicht beim Schiff zurückmeldete oder zum Schiff zurückkehrte.

Sie hatten zwar den Transponder deaktiviert, aber das Schiff durfte trotzdem genügend elektromagnetische Strahlung aussenden, um es orten zu können. Das Raumschiff wurde daher auch prompt vom Elektronengehirn eine halbe Seemeile nordöstlich lokalisiert.

Ich deutete auf die getöteten Soldaten und sagte zu Carmen: »Die holen wir nachher ab. Komm' mit!«

Ich entwaffnete den zweiten Soldaten und steckte mir die zweite MBE-Handfeuerwaffe in den Hosenbund. Carmen und ich gingen am Strand entlang und nach wenigen Minuten sah ich das Schiff. Sie waren an einer Stelle gelandet, an welcher der Strand etwas breiter war. Das Schiff sah zwar irgendwie bekannt aus, aber es wurden augenscheinlich einige Modifikationen vorgenommen. Das Elektronengehirn identifizierte es als Klasse 9A, wurmlochfähig. Als vom Standard abweichende Modifikation wurde eine MBE-Kanone vorne und ein kastenförmiger nicht bekannter Aufbau achtern in Höhe des Atmosphärenantriebs von ihm registriert.

Der Kasten könnte eventuell die »Zeitmaschine« sein.

Vom Elektronengehirn ließ ich mir unter Umgehung der Sicherheitsprotokolle einen Zugang zu den Schiffssystemen gewähren. Langsam wurde es zur Routine und das Elektronengehirn ließ mich auch gewähren. Ich musste aber irgendwann wieder in einen »sicheren Arbeitsmodus« kommen, damit ich nicht mich und andere gefährde.

Als erstes überprüfte ich, ob tatsächlich die Selbstzerstörung aktiviert war. Sie war es nicht, wofür es theoretisch zwei Gründe gegeben haben konnte: Erstens hatten die zwei Soldaten wohl fest damit gerechnet, mich schnellstens unschädlich machen zu können. Und zweitens folgte der Einsatz wohl nicht den üblichen Protokollen. Es war offensichtlich eine geheime Mission mit einem nach offiziellen Maßstäben illegal modifizierten Schiff. So etwas machte man nicht einfach so, das konnte nur von recht weit oben gedeckt worden sein – und irgendwoher mussten ja auch die finanziellen Mittel dafür kommen. Ich war eigentlich überhaupt kein Anhänger von

Verschwörungstheorien, aber diese ganze Situation hier war ein wenig zu viel des Guten.

Langsam dämmerte mir, was hier vor sich ging: Offenbar war ich ein Versuchskaninchen für illegale Zeitreisentestflüge gewesen, ohne es gemerkt zu haben. Es war aber irgend etwas schiefgegangen, so dass man mich jetzt eliminieren wollte, damit ich nicht auspackte. Ich hatte ja immer noch die latente Angst in mir schlummern, dass ich mich nicht doch in der nächsten Sekunde in einem Paradoxon auflösen würde. Genau aus diesem Grund waren Zeitreisen ja eigentlich auch verboten worden.

Ich bemerkte, wie Carmen mit offenem Mund dastand und das Schiff anstarrte.

»Das ist ein ›Raumschiff‹, wie du es nennst?«, fragte sie.

Ich zeigte nach oben in den Himmel und antwortete: »Ja, das ist eines der Schiffe, mit denen wir zwischen den Sternen umher fliegen.«

Die Zugangs-codes, die ich im Elektronengehirn des anderen Hybriden gefunden hatte, wurden anstandslos akzeptiert. Es öffnete sich eine Luke des Schiffes und Trittstufen fuhren aus dem Rumpf heraus. Ich bat Carmen, mir zu folgen und wir betraten das Schiffsin-nere. Das Elektro-nengehirn schaltete das Licht ein und fuhr die geschlossenen Fensterschilde hoch.

Die Innenbeleuchtung schaltete sich ein. Gleichzeitig wurden die metallenen Schutzschilde vor den Fenstern hochgefahren, so dass auch natürliches Licht in den Innenraum fiel.

»Das hat nicht mehr viel mit einem Segelschiff gemein, nicht wahr?«, sagte ich zu Carmen, die weiterhin alles mit weit aufgerissenen Augen betrachtete.

Ich deutete auf den Copilotensitz. »Setz' dich dort hin. Und nichts anfassen, bitte!«

Carmen setzte sich folgsam auf den Copilotensitz und ich konnte mich jetzt um wichtige-re Dinge kümmern, als einem Teenager aus dem sechzehnten Jahrhundert das Cockpit eines achthundert Jahre älteren Raumschiffs erklären zu müssen. Es musste ein Missionsprotokoll geben, und genau das brauchte ich als zusätzliches Beweisstück neben den toten Soldaten. Das Schiff führte nämlich automatisch ein Logbuch, in dem alle wichtigen Sensorwerte, wie Kurs, Geschwindigkeit und so weiter protokolliert wurden.

Das Elektronengehirn wies ich an, zwei Kopien des Schiffsslogbuchs anzufertigen. Eine Kopie wurde in meinen geschützten Speicherbereich und die andere in den geschützten Speicherbe-reich des Schiffshauptrechners abgelegt. Ich hatte mir deswegen eine Kopie in mein Elektro-nengehirn abgelegt, um das Logbuch und den Speicherinhalt des anderen Hybriden in Ruhe analysieren und vergleichen zu können. Ich überprüfte einige Anzeigewerte und setzte mich neben die immer noch sprachlose Carmen in den Pilotensitz. Über das Elektronengehirn schal-tete ich das Display ein.

Auf dem Frontfenster wurde jetzt das Head-Up-Display eingeblendet. Neben der Anzeige di-verser Sensorenwerte zeichneten dünne grüne oder violette Linien den Uferverlauf und die neben dem Schiff stehenden Bäume nach. Carmen schaute alles aufmerksam an, gab aber weiterhin keinen Ton von sich. Ihr hatte es wohl gründlich die Sprache verschlagen. Um sie nicht vollkommen zu verwirren, ließ ich die dreidimensionale Anzeige ausgeschaltet. Ich frag-te mich, wie ich wohl reagiert hätte, wenn ich urplötzlich mit achthundert Jahre älterer Technik konfrontiert gewesen wäre.

Dann befahl mein Elektronengehirn dem Schiff »Manuelle Steuerung einschalten«, »Luke

schließen«, »Triebwerke für Schwebeflug vorbereiten« und das Schiff begann sich zu regen.

Carmen rief erschrocken »Huch!«, als aus den Lehnen des Pilotensitzes zwei Steuerknüppel herausfahren. Nach allem, was bisher geschehen war, traute ich zur Zeit irgendeiner Art von Automatik überhaupt nicht mehr und steuerte lieber manuell.

Die Luke schloss sich und das Schiff begann zu schweben, was Carmen mit einem erneuten »Huch!« quittierte. Ich bewegte die Steuerknüppel leicht nach vorne und das Schiff setzte sich langsam in Bewegung. Auf dem Display wurde ein ganz leichter Wind von etwa drei Knoten von Backbord voraus angezeigt so dass der Navigationsrechner vorschlug, zum Kurs halten etwas vorzuhalten. Langsam schwebten wir an der Uferlinie entlang und nach kurzer Zeit hatten wir die Stelle erreicht, an der wir die Angreifer überwältigt hatten. Direkt neben den Soldaten und einige Seevögel aufscheuchend, die sich bereits an den Leichen zu schaffen machten, setzte ich das Schiff auf dem Sand auf.

An Bord befand sich eine kleine Kühlkammer, in der normalerweise Lebensmittel für längere Flüge gelagert wurden; dort wollte ich die toten Soldaten zwischenlagern. Ich brauchte ja halbwegs brauchbare Beweise.

Während ich die Leiche des Soldaten sowie Kopf und Körper des Hybriden in das Schiff trug, überlegte ich mir die nächsten Schritte. Ich konnte auf jeden Fall für die Dorfbewohner Entwarnung geben; die Bedrohungslage bestand ja nicht mehr. Es stand dann die unendlich viel schwierigere Entscheidung an, ob ich oder andere Personen in meine Zeitebene zurückkehren oder hier bleiben sollten. Vom rein wissenschaftlichen Standpunkt betrachtet, also vollkommen leidenschaftslos, gehörten meine drei Damen nicht oder nicht mehr in diese Zeitlinie, da alle drei eigentlich tot sein müssten. Es würde nicht absehbare Effekte in der Raum-Zeit-Kontinuität hervorrufen, wenn alle drei hier bleiben würden. Unabhängig davon sah ich das Ganze natürlich keinesfalls vollkommen leidenschaftslos. Im Gegenteil, mir war meine kleine Familie richtig ans Herz gewachsen. Sie hier einem ungewissen Schicksal überlassen zu wollen, kam nicht als Alternative in Betracht. Meine drei Damen mussten einfach mitkommen! Sie nicht mitzunehmen, würde vielleicht gerade das Raum-Zeit-Paradoxon hervorrufen, vor dem ich mich immer noch fürchtete.

Das Elektronengehirn wollte sich einmischen, aber ich ließ mir doch von einer Maschine so eine sehr persönliche Entscheidung nicht nach irgendwelchen Statistikmodellen optimiert vorgeben! So etwas entschied immer noch ich selbst – mit meinem eigenen Gehirn! Ich hatte mich zwar im Prinzip mit ihm halbwegs arrangiert, aber in manchen Situationen war ich einfach stinksauer auf mein Elektronengehirn.

Carmen hatte wohl meinen wütenden Gesichtsausdruck bemerkt und fragte, was los gewesen war.

»Wir alle haben demnächst eine sehr weitreichende Entscheidung zu treffen.«

»Ich kann es mir denken«, stellte sie fest und überraschte mich erneut. »Wir müssen entscheiden, ob wir mit dir in diesem Schiff in die Zukunft reisen wollen oder nicht.«

Auch aufgrund dieser Aussage war ich der Ansicht, dass sich dieses hochintelligente Mädchen sehr schnell in meiner Zeitepoche akklimatisieren würde. Daher würde sie wahrscheinlich jetzt auch nicht von einem Stück Technik aus dieser Zeit zurückschrecken. Dem Soldaten hatte ich seinen Kommunikator abgenommen, mit meinem Elektronengehirn neu kalibriert und auf

seine Funktionsfähigkeit getestet. Ich gab Carmen den Kommunikator – der für sie nur wie ein seltsam geformtes Schmuckstück aussehen musste – und half ihr, diesen an ihrem linken Ohr zu befestigen.

»Damit kannst du mit mir sprechen, auch wenn du mich nicht sehen kannst«, erläuterte ich ihr das Gerät. »Außerdem kann es dir sämtliche Sprachen übersetzen.«

Naja, »sämtlich« stimmte nicht so ganz, denn eigentlich war die Übersetzung gewisser Dialekte vom Planeten Wanaq'o noch sehr holprig, aber für Englisch, Spanisch, Niederländisch sowie alle kreolischen Mischformen dazwischen reichte es auf jeden Fall.

Ich sprach einen Satz in I'avêrésisch, was für Carmen wohl eher wie Klicken, Summen und Gurgeln geklungen haben musste. Sie schaute mich fragend an.

»Du hast nichts verstanden, nicht wahr?«, sagte ich zu ihr wieder in einer ihr verständlichen Sprache. »Jetzt drücke bitte kurz auf das Teil, bis es leise piepst.«

Den auf I'avêrésisch gesprochenen Satz »Wir müssen zu den Höhlen gehen und können Entwarnung geben.« verstand sie dann vollständig. Der nächste Test verlief ebenfalls erfolgreich, da sie auch mit mir kommunizieren konnte, wenn ich mich außerhalb des Schiffes befand.

Ich startete das Schiff erneut und flog in Richtung der Höhlen. Der Navigationsrechner des Schiffes wurde angewiesen, einen passenden Landeplatz ungefähr in der Mitte zwischen dem Dorf und den Höhlen zu finden. Carmen blickte mit erneut weit aufgerissenen Augen aus Front- und Seitenfenstern. Mir war ja gar nicht bewusst gewesen, dass sie eine ihrer Inseln noch nie aus der Vogelperspektive hatte betrachten können. Nach wenigen Minuten erreichten wir den für geeignet befundenen Landeplatz. Ich setzte das Schiff sanft in der Mitte einer Waldlichtung auf und registrierte Carmens Enttäuschung darüber, dass der Flug schon wieder beendet war. Carmen und ich stiegen aus und wir begaben uns auf den Fußmarsch zu den Höhlen.

An den Höhlen angekommen, kam Beatrix auf uns zugerannt und schloss Carmen in ihre Arme. Marýke folgte in kurzem Abstand und umarmte mich ebenfalls.

Beatrix flüsterte Carmen etwas ins Ohr. »Mach' so etwas nie wieder! Versprochen?«, hörte ich über den Kommunikator.

Ich gab die offizielle Entwarnung und wir gingen gemeinsam zum Dorf zurück.

Die Aufräumarbeiten, die Reparatur der zum Glück nicht schwer beschädigten Hütten und das Ausladen des spanischen Schiffes, welches ebenfalls einen Treffer abbekommen hatte und nun langsam voll Wasser lief, zogen sich bis weit in die Nacht hinein. Erst dann und als meine drei Damen sich schlafen gelegt hatten, war ausreichend Ruhe vorhanden, um mich ausführlich um die Analyse der in mein Elektronengehirn geladenen Daten kümmern zu können.

Aus dem Schiffslogbuch konnte ich Kurs und Geschwindigkeit bis zum Start in einer bestimmten Raumbasis zurückverfolgen. An einem gewissen Zeitpunkt brach die Aufzeichnung einiger Daten ab, so lieferte zum Beispiel die Positionsbestimmung durch das so genannte »Stellar Positioning Systems«, kurz SPS genannt, keine Daten mehr. Ich konnte mir das nur so erklären, dass genau dann der Zeitsprung erfolgt sein musste. Die Gegenprobe aus im Elektronengehirn vorhandenen Beispieldaten eines Schiffslogbuchs ergab, dass bei einem Wurmlochein- und -austritt andere Daten aufgezeichnet beziehungsweise nicht aufgezeichnet worden wären. Obwohl ich das ganze Logbuch durchsucht hatte, waren doch nirgends Werte

von der Zeitmaschine protokolliert worden. Auch meine erste Prüfung der Schiffssysteme, als ich die Kommandohoheit über das Schiff vom anderen Hybriden übernehmen konnte, ergab keine Hinweise, die auf eine Steuerung der Zeitmaschine durch den Schiffssrechner hingedeutet hätten. Ich musste also den Speicher des anderen Hybriden durchforsten.

Mein erster Eindruck war, dass der andere Hybrid ein furchtbar arroganter und besserwisserischer Schnösel gewesen sein musste, der sich aufgrund seiner Fähigkeiten für etwas viel Besseres gehalten hatte und auf »normale« Menschen nur herablassend reagierte. Mir dagegen war die Zurschaustellung meiner Fähigkeiten eher unangenehm und peinlich, da ich nicht jemand war, der unbedingt im Rampenlicht stehen musste. Carmens Rettung war hierbei eine den Umständen geschuldete und, wie ich hoffte, einmalige Ausnahme gewesen. Die Rettung von Maryke und Beatrix verlief dagegen »normaler«, wenn man meine derzeitige Situation überhaupt als »normal« ansehen konnte. Wahrscheinlich hatten sie aber auch nachfolgende Generationen von Hybriden arroganter gestellt oder nicht jeder kam gleich gut mit seinem zweiten Gehirn zurecht.

Nach langem Suchen fand ich schließlich die gewünschten Daten. Es sah so aus, als dass die Zeitmaschine direkt vom Elektronengehirn des Hybriden gesteuert wurde. Dies lieferte auch die Erklärung dafür, dass nichts darüber im Schiffslogbuch aufgezeichnet worden war. Die Zeitmaschine schien auch eine offizielle Bezeichnung zu haben, nämlich »Time Manipulation Unit«, kurz TMU genannt. Das Elektronengehirn suchte nach Handbüchern für die Steuerung einer Time Manipulation Unit, aber in der Wissensdatenbank waren keine Einträge verzeichnet.

Es war abzusehen, dass ich von mir aus nicht direkt auf die Steuerung zugreifen konnte, es musste sich also um ein Geheimprojekt gehandelt haben. Sofort meldete sich der Verschwörungstheroretiker in mir zu Wort. Sollten wir Hybride einzig und allein zu dem Zweck geschaffen worden sein, eine TMU bedienen zu können? Waren zur Bedienung derart komplexe Steuerungsbefehle notwendig, die handelsübliche Schiffssrechner mangels ausreichender »Intelligenz« nicht oder nicht schnell genug ausführen konnten, so dass dazu das Elektronengehirn eines Hybriden erforderlich war?

Zumindest eine offene Frage klärte sich nach der weiteren Datenanalyse auf: Ich war tatsächlich der erste Hybrid gewesen, der testweise auf eine Zeitreise gesandt worden war. Es war aber offenbar etwas gewaltig schief gegangen. Laut der ursprünglichen Planung sollte ich 0,00812 Jahre, also etwa drei Tage, in die Vergangenheit befördert und dann nach wenigen Minuten wieder zurückgeholt werden.

Ich hielt inne, da mir die Zahl 812 bekannt vorkam.

Und dann sah ich es: Ein Kommafehler! Sie hatten sich um den Faktor Einhunderttausend vertan!

Es war also ein Kommafehler gewesen und niemand hatte etwas bemerkt. Im Projekt gab es offensichtlich niemanden, der die erfassten Daten noch einmal gegengeprüft hatte. Das Projekt war wohl darüber hinaus unter strengster Geheimhaltung durchgeführt worden – und wahrscheinlich mit sehr geringer Personalstärke –, so dass einfach niemand für diese Kontrollaufgabe vorgesehen war. Ich ging davon aus, dass auch nach dem »es wird ja schon gutgehen«-Prinzip verfahren wurde und die Daten als korrekt angesehen wurden. Unter Umständen würde also ein schwerwiegendes Zeitparadoxon durch einen trivialen Kommafehler ausgelöst werden. Mir kam der »Schmetterlingseffekt« wieder in den Sinn.

Wenn der andere Hybrid die TMU steuern konnte, so musste ich es doch ebenfalls können, da ich ja auch in der Zeit gereist war. Einen Versuch war es auf jeden Fall wert. Ich versuchte, den Zugriff auf die TMU-Steuerfunktionen herzustellen, aber dem Elektronengehirn waren die Funktionen nicht bekannt.

Das war abzusehen. Da ich anhand der Daten des anderen Hybriden aber genau wusste, in welchem Bereich meines Elektronengehirns sich diese Funktionen befinden mussten, versuchte ich es erneut. Dieses Mal kam ich immerhin bis zu einer *Zugriff nicht gestattet!*-Meldung, also schien ich an der richtigen Stelle zu bohren.

Natürlich hatten »sie« es zugriffsgeschützt. Diese Tatsache verursachte in mir nur noch weiteres Unbehagen. Welche weiteren Ostereier waren wohl noch in meinem Elektronengehirn versteckt, wie zum Beispiel Funktionen, die ohne mein Wissen und Zutun ferngesteuert ausgeführt werden könnten? Der andere Hybrid hatte allerdings in seiner Arroganz die Zugangskennwörter leicht auffindbar abgelegt, so dass ich die vorhandenen Sicherungsebenen problemlos überwinden konnte. Endlich hatte ich Zugriff auf die TMU und konnte mich mit den Steuerungsfunktionen vertraut machen.

Weiteres Stöbern in meinem Elektronengehirn und der Vergleich mit dem Speicherinhalt des anderen Hybriden brachten noch weitere versteckte Bereiche zu Tage, die ich untersuchte und dann wieder mit mehreren Schutzvorkehrungen gegen unbefugte Zugriffe sperrte. Dabei kamen unter anderem so interessante Dinge, wie etwa eine so genannte »Remote-Shutdown-Funktion« zu Tage, also eine Funktion, mit der man einen Hybriden aus der Ferne unschädlich machen konnte. Das konnte wahrscheinlich der Grund für meine Ohnmacht gewesen sein, denn eigentlich konnten Hybride ja gar nicht ohnmächtig werden.

Nicht nur aus diesem Grund beschloss ich, mich erst einmal von den Update-Servern und damit von den automatischen Systemaktualisierungen abzukoppeln. Hier, achthundert Jahre in der Vergangenheit, funktionierten diese sowieso nicht. Aber sobald ich wieder in »meinem« Jahrhundert war, würden diese Aktualisierungen sofort anlaufen. Wer weiß, was mir dann womöglich untergeschoben worden wäre.

In Summe war alles mittlerweile keine Verschwörungstheorie mehr, sondern es hatte sich zu einer greifbaren Bedrohung entwickelt.

Nachdem alle mir zur Verfügung gestandenen Sicherheitsmaßnahmen ergriffen worden waren, konnte ich mich jetzt endlich auch um das Thema »Rückkehr« kümmern. Die Auswertung der Daten des anderen Hybriden zu den diversen im Projekt durchgeführten Zeitreisen-Testflügen hatte ergeben, dass die Zeitsprungfähigkeit sehr stark von der Aktivität der jeweiligen Sonne abhing. Wichtige Einflussfaktoren waren Sonnenfleckenhäufigkeit sowie Art und Stärke der Protuberanzen. Anhand der Einsatzbefehle und basierend auf der derzeitigen Sonnenaktivität ergab sich dadurch ein verbleibendes Zeitfenster von etwa drei Tagen.

Drei Tage. Ich war jetzt zum Zweckoptimismus übergegangen und aufgrund dessen hatte ich also noch volle drei Tage Zeit, die Rückkehr vorzubereiten, und musste nicht Hals über Kopf aufbrechen. Drei Tage hatte ich außerdem Zeit, um meinen drei Damen eine Entscheidung über ihr Mitkommen abzurufen. Diese drei Tage sollten auch ausreichen, um mich vollständig mit der TMU vertraut machen und diese sicher bedienen zu können. Es erwies sich in dieser Situation als sehr hilfreich, als Hybrid mit nur wenig oder gar keinem Schlaf auskommen zu können.

Mit dem ersten Tageslicht wurden die Aufräum- und Reparaturarbeiten fortgeführt. Das spanische Schiff sank am späten Vormittag auf den Grund, so dass nur noch das oberste Deck aus dem Wasser ragte. Dank der nächtlichen Arbeiten konnte aber trotzdem noch der überwiegende Teil der Ladung geborgen werden, darunter auch weitere Goldmünzen.

Natürlich hatte Carmen ihrer Freundin in dieser Nacht alles über das aufregende Raumschiff aus der Zukunft erzählt, und so wollten beide am Nachmittag das Schiff besichtigen. Ich hatte mir für diesen Tag sowieso vorgenommen, einen kompletten Check aller Systeme des Schiffes durchzuführen. Daher erklärte ich mich damit einverstanden, dass das Schiff dabei auch besichtigt werden könnte. Das Schiff hatte zwar keine gravierenden Fehler in seinen Protokolldateien aufgelistet, aber ich wollte mich trotzdem mit einem vollen Systemcheck davon selbst überzeugen. Eine zentrale Frage musste dabei auch noch zu klären sein, nämlich wie viel Energie noch vorhanden war und ob diese für einen erneuten Zeitsprung ausreichen würde. Da die beiden Soldaten auch wieder hätten in ihre Zeit zurückkehren wollen, ging ich zwar davon aus, dass ausreichend Energie vorhanden sein musste, aber auch dieses wollte ich lieber noch einmal persönlich überprüft haben.

Wir machten uns auf den Weg und dabei stellte sich heraus, dass die beiden Mädchen sofort einverstanden gewesen waren, mit mir in die Zukunft reisen zu wollen. Auch Marýke hatte sich schon dafür entschieden. Ich musste der allgemeinen Euphorie allerdings einen leichten Dämpfer verpassen, da ich zunächst ja überprüfen musste, ob und wie der Zeitsprung überhaupt technisch möglich war. Darüber hinaus warf ich ein, dass es sehr gefährlich werden könnte. Dennoch marschierten die beiden Mädchen fröhlich lachend durch den Wald. Damit war also dieser Punkt schon geklärt und ich musste niemandem mehr die latenten Gefahren einer gravierenden Änderung der Zukunft erläutern.

»Unser Schiff ist von spanischen Soldaten versenkt worden, meine Tochter und ich sind von spanischen Soldaten entführt und missbraucht worden. Mein Ehemann und unsere gesamte Besatzung sind von spanischen Soldaten gefoltert und getötet worden. Wir sind als Sklaven an den Kapitän eines Kauffahrers verkauft worden«, sagte Marýke. »Ich bin Gefahr gewohnt.«

Ich nahm sie in den Arm und bestätigte ihr, dass ich sie immer beschützen würde.

Mir blieben noch etwa zwei Tage Zeit, um mich weiter mit der TMU-Steuerung vertraut machen zu können. Außerdem musste ich die Übergabe meiner Tätigkeiten als Interims-Kapitän an meinen – noch zu bestimmenden – Nachfolger vorbereiten.

Auf der Lichtung angekommen, gingen Marýke und Beatrix mehrmals um das Schiff herum und musterten es ausgiebig von allen Seiten. Ich öffnete die Luke, die Trittstufen fuhren heraus und wir begaben uns in das Schiffsinne. Ich erläuterte die verschiedenen Sektionen des Schiffes, die Pantry, die Nasszelle und ein paar Geräte.

Der Schiffscheck ergab keine besonderen Fehler oder Auffälligkeiten. Es war noch genügend Energie vorhanden, das Schiff war nicht beschädigt und hatte tatsächlich alle Waffenmagazine voll bestückt. Da die MBE-Kanone kein Standard-Ausrüstungsteil darstellte, war sie auch nicht im Schiffssrechner erfasst. Allerdings fand ich im Speicher des anderen Hybriden eine entsprechende Auflistung. Bis auf die MBE-Salven, die auf das Dorf und mich abgefeuert wurden, war auch hier noch ausreichend Energie (Munition im eigentlichen Sinne gab es ja nicht) vorhanden. Wie ich schon festgestellt hatte, war das Schiff außerdem ein deutlich neueres Modell als das Schiff, welches ich im Ozean versenkt hatte, so dass sich unsere Reise in die Zukunft

etwas komfortabler darstellen würde.

Wesentlich schwieriger gestaltete sich dagegen die Übergabe meines Kapitänspostens. Vor-aussehbar wurde erheblicher Unmut darüber geäußert, dass ich gerade zu dem Zeitpunkt, an dem sich der leichte technische Vorteil gegenüber den Spaniern langsam auch in barer Münze auszuzahlen begann, die Gruppe verlassen wollte. Auch mein Argument »Wenn es am Schönsten ist, sollte man aufhören.« trug nicht unbedingt dazu bei, den Unmut zu mindern. Ich war allerdings der Ansicht, alle ausreichend in die Bedienung meiner technischen Modifikationen eingewiesen zu haben. Diese Modifikationen waren darüber hinaus auch nicht so komplex, als dass sie nicht auch von jemanden aus dem sechzehnten Jahrhundert hätte bedient und repariert werden könnten. Ich versuchte außerdem klarzustellen, dass ich als Forschungsreisender nicht allzu lange an einem Ort verweilen wollte oder konnte.

Nach doch relativ kurzer Diskussion gaben sich die anderen Piraten zähneknirschend geschlagen und der bisherige Maat wurde einstimmig zum neuen Kapitän gewählt.

Nun stand noch der Abschied von der Piratengruppe bevor. Carmen war natürlich der Liebling aller Frauen und Mädchen geworden, da sie mittlerweile das ganze Dorf mit – meiner Ansicht nach durchaus ansehnlicher – Kleidung versorgte. Es gab einige Tränen und lange Umarmungen. Die männlichen Dorfbewohner waren, wie immer, deutlich beherrschter und ich musste nur viele Hände schütteln. Alles in allem ging der Abschied aber deutlich glatter über die Bühne, als ich ursprünglich befürchtet hatte.

Anhand der aufgezeichneten Daten hatte ich in Erfahrung bringen können, dass der Zeitsprung nicht im Erdorbit, sondern in Sonnennähe vollzogen werden musste. Es waren laut der vorgefundenen Einsatzplanung ein Tag Flugzeit bis in die Nähe der Sonne, dann der Zeitsprung und danach eineinhalb weitere Tage Flugzeit bis zu einer Raumbasis im Marsorbit eingeplant worden. Das Schiff hatte tatsächlich genügend Energie für diese Manöver gespeichert, wie ich zu meiner Erleichterung feststellen konnte. Die Dorfbewohner hatten uns noch etwas Proviant mitgegeben. Ich brauchte zwar nicht viel, da ich mich jetzt ja von der Schiffsenergie »ernähren« konnte, aber meine drei Mitreisenden brauchten richtige Nahrung für die voraussichtlichen drei Tage Gesamtreisedauer.

Ich hatte die Dorfbewohner ausdrücklich darum ersucht, uns nicht zum Schiff zu folgen. Außerdem hatte ich den Abflugtermin auf den frühen Abend gelegt, so dass wir auf jeden Fall im Dunkeln starten konnten. Ich wollte nämlich auf jeden Fall vermeiden, dass irgendjemand das Schiff zu sehen bekam. Immer noch war mein erklärtes Ziel, so wenig wie möglich in die aktuellen Zeitläufe einzugreifen – was mir aber nicht unbedingt gelungen war –, um so ein Zeitparadoxon vermeiden zu können.

Mit Einsetzen der Dämmerung hatten wir das Schiff erreicht. Marÿke verstaute den Proviant in der Pantry und setzte sich dann auf meine Anweisung hin auf den Copilotensitz, die beiden Mädchen nahmen in der zweiten Sitzreihe Platz. Aus einem Fach im hinteren Teil des Schiffs hatte ich zwei Kommunikatoren geholt. Einen befestigte ich an Marÿkes Ohr und den anderen gab ich Carmen, so dass sie ihn an Beatrix' Ohr befestigen konnte. Ich zeigte allen, wie sie sich anschnallen konnten, und setzte mich danach in den Pilotensitz.

»Dann können wir jetzt starten«, stellte ich fest. »Letzte Möglichkeit, dass jemand aussteigen kann!«

Es ertönte daraufhin ein lauter dreistimmiger Protest; niemand wollte aussteigen.

Ich lachte und aktivierte anhand der Start-Checkliste die Flugsysteme. Die Fensterschilde fuhren wieder herunter und das Head-Up-Display wurde aktiviert, allerdings wieder nur zweidimensional. Auch im Dunkeln sah man wegen der nachgezeichneten Linien jedes Detail der Aussicht aus dem Frontfenster.

Beatrix war begeistert: »Damit kann man ja sogar im Dunkeln sehen!«

Der Navigationsrechner wurde angewiesen, einen Kurs Richtung Osten weit auf das offene Meer hinaus zu ermitteln. Ich wollte immer noch auf jeden Fall vermeiden, dass jemand aus dem Dorf uns zu sehen bekam, und daher ließ ich die Außenscheinwerfer sowie die Antikollisions-Blitzleuchten ausgeschaltet. Außerdem wollte ich möglichst tief über den Baumwipfeln in Richtung Küste und dann ebenfalls möglichst tief über der Wasseroberfläche mich von der Insel entfernen. Mein Ziel war, erst weit hinter dem von der Insel aus sichtbaren Horizont in den Steigflug zu gehen. Das Schiff melde sich mit einer Warnanzeige, dass ein zu geringer Abstand zu Vegetation und Gewässern nicht empfohlen wurde.

Ich nahm es zur Kenntnis und konnte die Steuerung des Schiffes durch eine Quittierung der Warnungsmeldung dazu überreden, es nach meiner Art zu tun. Es konnten aber immer noch unliebsame Zeugen auf unserem Weg auftauchen, was meiner Ansicht nach das größere Problem war; deswegen wollte ich ja möglichst tief fliegen. Die Suche nach Segelschiffen auf dem Meer um die Insel herum und in Kursrichtung ergab drei Schiffe dreißig Seemeilen südlich, Kurs Südsüdwest, und fünf Schiffe einhundertfünfundzwanzig Seemeilen nordöstlich, Kurs Nordwest.

Der Weg war also frei von möglichen »Zaungästen«. So konnte ich wieder die Steuerknüppel aus den Lehnen ausfahren, diese leicht nach oben ziehen und damit das Schiff langsam an Höhe gewinnen lassen. Ein paar Meter oberhalb der Baumwipfel angekommen, beendete ich den Steigflug und ging in den Horizontalflug über. Die in der fast sternklaren Nacht schwach erkennbaren Umrisse der Bäume wurden jeweils durch das Head-Up-Display nachgezeichnet. In der Ferne glitzerte das Meer im Mondlicht.

»Ist das schön!«, entfuhr es Beatrix.

Ich schwenkte leicht nach Südost ab und die Anzeigen passten sich entsprechend auf den Display an. Maryke zeigte auf eine bestimmte Displayanzeige, in der die Zahlen $80^\circ - 90^\circ - 100^\circ$ durchliefen.

Sie fragte: »Ist das da ein Kompass?«

»Ja«, antwortete ich. »Du siehst, in diesem Punkt hat sich zu den Schiffen in deiner Zeit nicht unbedingt viel geändert.«

Im Bereich des Ufers angekommen, ließ ich das Schiff leicht sinken, bis wir ein paar Meter über dem Strand schwebten. Ich wies den Autopiloten an, auf Kurs Einhundertundfünf Grad knapp über der Wasseroberfläche zu gehen, und konnte die Steuerknüppel wieder in die Armlehnen zurückfahren lassen. Jetzt konnte ich es riskieren, nicht mehr manuell zu steuern.

Die Trägheitsdämpfer wurden aktiviert und ich beschleunigte stark bis knapp unter Mach 1, so dass kein Überschallknall zu hören sein konnte. In etwas mehr als fünfhundert Seemeilen Entfernung ging ich dann in den Steigflug. Der Ionenantrieb wurde auf volle Leistung geschaltet und das Schiff beschleunigte nun noch stärker, um der Erdanziehungskraft entkommen zu können. Ein Ionenantrieb würde zwar Spuren hinterlassen, aber diese würden sich im Laufe

der Jahrhunderte bis weit unter die Nachweisbarkeitsgrenze verflüchtigt haben.

Als wir die letzte Cirruswolkenschicht durchstoßen hatten, waren die Sterne jetzt äußerst klar zu erkennen. Auf den Display wurde zu einigen dieser Lichtpunkte in einer Art Sprechblase Informationen angezeigt. In gelb wurden Sonnen markiert und die von unserer Position sichtbaren Planeten Mars, Venus und Jupiter in blau. Rote oder orange Markierungen waren keine zu sehen, da diese für Weltraumschrott beziehungsweise Satelliten, Raumschiffe oder Raumstationen standen. Rund dreihundertundfünfzig Jahre vor Aufnahme der Raumfahrt war der Erdborbit, dem wir uns jetzt näherten, schön leer.

Je weiter wir uns aus der Erdanziehung lösten, desto stärker erfolgte die Kompensation durch das Schwerkraftaggregat. Ich hatte das Aggregat eingeschaltet gelassen und war somit einer Diskussion über die Schwerkraft aus dem Weg gegangen. Mit vollständigem Verlassen der Erdgravitation konnte ich den Schub ganz zurücknehmen und gleichzeitig wendete ich das Schiff um einhundertachtzig Grad. Im fast gravitationsfreien und luftleeren Raum flogen wir trotzdem weiter von der Erde weg. Ich wollte meinen Mitreisenden diesen Ausblick nicht vorenthalten. Die Erde zeigte sich als eine zu zwei Dritteln dunkelgraue und zu einem Drittel bläulich-weiße Kugel. Wir waren ja am frühen Abend gestartet und jetzt sah man deutlich die Tag-Nacht-Grenze. Carmen hatte als erste die Sprache wiedergefunden.

»Das ist die Erde?«

Ich antwortete: »Ja. Grau ist Nacht. Blau ist Wasser und Weiß sind Wolken am Tag.«

»Ist das schön!«, stellte Beatrix erneut fest.

Ich drehte den Bug wieder auf den ursprünglichen Kurs und brachte uns auf die vorgesehene Endgeschwindigkeit. Nach etwa zehn Minuten konnten die Triebwerke dann vollständig abgeschaltet werden.

»So, ihr dürft euch jetzt abschnallen. Wir haben jetzt etwa einen Tag Flugzeit bis zur nächsten Kurskorrektur vor uns. Ich würde empfehlen, dass wir uns alle etwas schlafen legen.«

Dass die »nächste Kurskorrektur« den Zeitsprung darstellen würde, wollte ich noch nicht unbedingt ausplaudern. Nachdem ich ihnen gezeigt hatte, wie man die Sitzgruppen im hinteren Schiffsbereich in Schlafkojen umbauen konnte und wo sich die Bettwäsche befand, bauten die Mädchen mit Begeisterung ihre Kojen. Marÿke kam auf mich zu, umarmte mich und gab mir einen langen Kuss.

»Das ist wirklich eine ganz aufregende Reise«, hauchte sie mir ins Ohr. »Ich habe meine Töchter noch nie so glücklich gesehen.«

Sie hatte tatsächlich *meine Töchter* gesagt. Auch ich hatte Carmen schon vollständig in unsere neue Familie aufgenommen und sah sie mittlerweile als festen Bestandteil an.

Die beiden Mädchen waren so zuvorkommend gewesen und hatten für Marÿke und mich ebenfalls eine Kojen hergerichtet. Ich überprüfte noch einmal alle Systeme, legte mich neben Marÿke in die Kojen und gönnte mir dann ein paar Stunden lang einen Erholungsschlaf im Hibernationsmodus.

Am nächsten Morgen – wir hatten die Schiffszeit auf karibischer Zeit beibehalten – wurde von den Mädchen ein kleines Frühstück zubereitet und wir nahmen dieses in der Pantry ein. Das Schiff bewegte sich weiterhin auf seinem vorgegebenen Kurs Richtung Sonne. In etwa neun

Stunden würde dann der kritische Teil unseres Fluges bevorstehen, nämlich der Zeitsprung. Diese neun Stunden lang verbrachten meine drei Mitreisenden damit, sich über die neuesten Entwicklungen in Technik, Kultur und Gesellschaft zu informieren. Besonders Carmen sah schon für sich ein gewisses Potential als gelernte Schneiderin, die individuelle Kleidung in ihr bekannten »klassischen« Stilen schaffen wollte. Von technischen Entwicklungen, wie Plasma-lasercuttern oder auch computergesteuerten Nähmaschinen, war sie äußerst angetan. Marÿke zeigte sich erst verwundert darüber, dass keine Segelschiffe mehr zu Transportzwecken eingesetzt wurden, war dann aber erleichtert darüber, Segelschiffe entdeckt zu haben, die weiterhin im Freizeitbereich Verwendung fanden. Ich musste viele Fragen beantworten und fand dies aber durchaus in meinem Interesse, denn auf diese Weise würden meine drei Damen aus der Vergangenheit nicht völlig unvorbereitet auf eine achthundert Jahre später stattfindendes Lebensumgebung treffen müssen. Nachdem sie sich einige Stunden lang mit der Entwicklung niederländischer Geschichte und Sprache befasst hatte, bestand Marÿke zudem darauf, nicht mehr die altniederländische Schreibweise *Marÿke*, sondern das jetzt aktuelle *Marijke* zu verwenden.

So widmeten wir uns die nächsten Stunden, Vergangenheit und Zukunft miteinander zu vergleichen, bis es dann ernst wurde. Ich bat alle, sich wieder ins Cockpit zu setzen und sich anzuschnallen. Laut Flugplan war demnächst der Zeitpunkt gekommen, um den Zeitsprung durchzuführen.

Die Time Manipulation Unit wurde aktiviert und der Selbsttest ergab keine Fehler.

Bei Flügen in ein Wurmloch hinein oder aus einem heraus gab es immer eine gewisse Lichtflut. Ich wusste nicht, ob dies bei einem Zeitsprung auch der Fall sein würde, da sich die Daten vom anderen Hybriden und vom Schiff darüber ausschwiegen. Zur Sicherheit schloss ich trotzdem wieder die Schilde vor den Fenstern und somit nur lieferte jetzt noch das Head-Up-Display die Sicht nach außen. Wir bewegten uns weiter auf die berechnete Position für den Zeitsprung vor.

Kurz vor Erreichen der Position übernahm mein Elektronengehirn vollständig die Steuerung. Ich bereitete derweil meine Mitreisenden auf das bevorstehende Manöver vor.

»Gleich könnte es etwas holprig werden«, warnte ich, »Sprung in drei... zwei... eins...«

Das Schiff beschleunigte mit einem so starken Ruck, dass dieser trotz der auf voller Leistung arbeitenden Trägheitsdämpfer spürbar war. Wie erwartet, war die – wahrscheinlich durch die »zusammengestauchte« Zeit verursachte – Lichtflut so stark, dass sich diese an den Außenseiten der an sich sehr lichtdicht schließenden Schilde als lange und gleißend helle Streifen bemerkbar machte.

Der Zeitsprung war schon nach etwas zwanzig Sekunden abgeschlossen. Wieder in der »richtigen« Zeit angekommen, aktivierten sich alle bisher dunkel gebliebenen Anzeigen des Schiffes und auch das Head-Up-Display wurde schlagartig voller und bunter. Nach Kontaktaufnahme mit dem SPS und der anschließend erfolgten Zeitaktualisierung konnte ich feststellen, dass ich genau vierhundertundfünf Tage später wieder dort angekommen, von wo ich abgereist war. Ich hatte mir einen Zeitsprung über mehrere Jahrhunderte jetzt irgendwie spektakulärer vorgestellt und war sogar ein wenig enttäuscht. Dieser Zustand hielt aber nicht lange an.

Als der Navigationsrechner – und zeitgleich mein Elektronengehirn – den Kollisionsalarm auslösten, war es schon zu spät. Trotz eines sofort eingeleiteten Ausweichmanövers kollidierte

das Schiff mit einem kleinen Felsbrocken, der aber groß genug war, um noch einen Teil des Steuerbord-Triebwerks abzureißen. Das Schiff begann zu trudeln und die drei Frauen stießen spitze Schreie aus. Das tat mir jetzt wirklich leid, da ich doch Marijkes Hang zur Seekrankheit kannte. Aus einer durchtrennten Treibstoffleitung strömten Plasma und Ionen aus und bildeten einen glitzernden Schweif, der den Schlangenlinien des trudelnden Schiffs folgte. Der Schweif brach aber abrupt ab, als die Leitung vom Steuerungsrechner abgesperrt wurde und somit ein weiterer Treibstoffabfluss vermieden werden konnte. Durch den wechselweisen Einsatz der Manövrierdüsen und des noch funktionsfähigen Backbord-Triebwerks konnte das Trudeln eingedämmt und das Schiff wieder in eine einigermaßen stabile Fluglage gebracht werden.

Gerade, als ich gedacht hatte, dass wir es überstanden hätten, kam schon die nächste Hiobsbotschaft, denn das Schiff meldete einen bevorstehenden Hüllenbruch Steuerbord achtern. Schon hört ich, wie hinter mir die Schotten geschlossen wurden.

Dies betraf aber dann zum Glück nur den von uns nicht benutzten Steuerbord-Lagerraum; der viel wichtigere Kühlraum auf der Backbordseite war noch intakt und zugänglich. Marijke schaute mich mit einem angsterfüllten Gesichtsausdruck an.

»Wir wurden von einem Felsbrocken getroffen«, erläuterte ich die Situation und verbreitete etwas Optimismus. »Wie ihr bemerkt habt, ist aber alles wieder im Griff.«

Schon sah ich auf einer Anzeige, das das Schiff eine Notsignal-Aussendung automatisch aktiviert hatte. Direkt darunter wurde ich auf die nächste Landemöglichkeit hingewiesen, eine Raumbasis im Venus-Orbit.

Ich wollte zwar ursprünglich vermeiden, beim Wiedereintritt in »meine« Zeit in irgendeiner Form übertrieben auf uns aufmerksam zu machen, aber das Notsignal konnte ich jetzt nicht mehr abschalten. Da ich nicht vollständig beurteilen konnte, wie schwer die Schäden am Schiff tatsächlich waren und wie lange die Hülle noch intakt bleiben würde, setzte ich direkten Kurs auf diese Raumbasis. Gerade als sich meine drei Fluggäste wieder etwas beruhigt zu haben schienen, kam die nächste Warnmeldung. Da alle drei Kommunikatoren trugen, bekamen sie diese natürlich mit. Daran hatte ich überhaupt nicht gedacht und ärgerte mich im Nachhinein, die Kommunikatoren ausgegeben oder nicht direkt nach der Kollision mit dem Felsbrocken deaktiviert zu haben.

Eine Anzeige wechselte plötzlich auf ein leuchtendes Rot und das Schiff meldete einen Abfall des Kabinendrucks.

Der Bruch in der Außenhülle war wohl doch gravierender, als ich ursprünglich angenommen hatte. Ich zeigte meinen Mitreisenden, wie sie die Sauerstoffmasken anlegen konnten. Je mehr ich nachdachte, umso mehr dämmerte es mir, dass der gefährlichste Teil einer Zeitreise wohl der Austritt aus dem Zeitsprung sein musste, da man dort unter Umständen auf Unvorhergesehenes treffen konnte, wie eben ein Kontakt mit einem Felsbrocken. Dies würde auch erklären, warum mein erster Zeitsprung direkt auf dem Meeresgrund geendet hatte: Aufgrund des dummen Kommafehlers bei der Dateneingabe wurde die Position der Erde nicht korrekt berücksichtigt, so dass ich förmlich in sie hinein geflogen war. Ich hatte dabei allerdings einen sehr aufmerksamen Schutzengel gehabt. Wenn nämlich der Zeitsprungaustang nur wenige tausend Kilometer weiter – das war fast nichts in stellaren Dimensionen betrachtet – erfolgt wäre, dann wäre das Schiff auf der Stelle im über dreitausend Grad heißen Erdkern zerschmolzen.

Ich war also wieder einmal knapp davongekommen, aber ich wollte mir darüber jetzt keine

weiteren Gedanken machen, da ich Prioritäten setzen musste. Das zweitwichtigste Problem nach dem Hüllenbruch war der immer noch stattfindende Energieverlust. Ich musste daher überflüssige Verbraucher abschalten. Die Kühlkammer kam nicht in Frage, weil ich in ihr meine Beweise transportierte. Ursprünglich wollte ich zwar vermeiden, das Schwerkraftaggregat abzuschalten, aber es war jetzt aus meiner Sicht ein überflüssiger Verbraucher. Auch um unnötigen Erklärungen und Diskussionen aus dem Weg zu gehen, hatte ich eigentlich nicht vor, meine Fluggäste der Schwerelosigkeit auszusetzen, aber ich konnte jetzt nicht anders, als sie schonend darauf vorzubereiten.

Ich schaute auf die Anzeige des Navigationssystems, auf der das Schiff meldete: »ETA Station Venus Eins in zwei Stunden«.

Zwei Stunden mussten wir also in diesem Zustand noch durchhalten. Die Schätzungen der Schiffsrechner für die Aufrechterhaltung des Systembetriebs und der Lebenserhaltung ergaben, dass der Energievorrat noch ganz knapp die avisierten zwei Stunden ausreichen würde. Mit der Abschaltung der künstlichen Schwerkraft konnte ich uns daher etwas Spielraum verschaffen. Ich ließ das Elektronengehirn das Schwerkraftaggregat des Schiffs abschalten. Wir befanden uns in einer Notsituation und mussten irgendwie Energie einsparen. Ich warnte meine Mitreisenden vor, die mich dank der Kommunikatoren und der in die Sauerstoffmasken integrierten Mikrofone verstehen konnten.

»Achtung, jetzt wird alles ganz leicht!«

Das Schwerkraftaggregat wurde ausgeschaltet und wären wir nicht an unseren Sitzen festgeschallt gewesen, würden wir jetzt durch das Cockpit schweben. Die neben Beatrix auf der Armlehne ihres Sitzes gelegene Banane erhob sich und schwebte langsam Richtung Cockpitdecke. Beatrix schaute der Banane mit großen Augen nach, streckte ihre Hand aus und fing sie wieder ein. Carmens lange Haare standen in alle Richtungen von ihrem Kopf ab und sie versuchte vergeblich, die Haare wieder aus ihrem Gesicht zu bekommen. Was die Schwerelosigkeit darüber hinaus mit Marijkes Dekolletee anstellte, war nur aufgrund der durch die Notsituation zwangsweisen Deaktivierung meines Sexualtriebs zu ertragen.

Über Funk hatte die Station zwar schon angekündigt, ein Rettungsteam schicken zu wollen, aber dieses befand sich zur Zeit nicht auf der Station, sondern war auf dem Rückflug von einem anderen Einsatz gewesen. Ob und wann sie uns rechtzeitig erreichen konnten, war daher noch völlig offen. Ich ließ daher die Schiffsrechner ein Bremsszenario ausarbeiten, so dass wir von der jetzigen Geschwindigkeit nur mit dem Backbord-Triebwerk und den Manövrierdüsen auf eine Geschwindigkeit heruntergehen konnten, welche das unfallfreie Andocken an der Station gestattete. Außerdem durfte ich die verbleibende Energie nicht zu früh verbrauchen. Vor allem aber durften wir nicht an der Raumstation vorbeifliegen oder womöglich an ihr zerschellen.

Die nächsten neunzig Minuten verbrachte das Schiff damit, in wilden Schlangenlinien heruntergebremst zu werden. Die Leitstelle der Raumstation hatte unseren Kurs großzügig freiräumen lassen, so dass wir nicht der Gefahr ausgesetzt waren, bei den ausladenden Manövern mit anderen Schiffen zu kollidieren. Mir als Hybrid machte es zwar nicht aus, aber da ich ja wusste, wie wenig »seefest« zumindest eine Mitreisende war, hatte ich die Trägheitsdämpfer nicht ausgeschaltet.

Obwohl ich als Hybrid die Zeit teilweise anders wahrnahm als ein Nicht-Hybrid, waren dies doch die längsten neunzig Minuten meines Lebens gewesen. Immer wieder ließ ich die Schiffs-

rechner und zur Kontrolle das Elektronengehirn Hochrechnungen anfertigen, um Geschwindigkeit, Energieverbrauch, Restenergie, Restsauerstoff und voraussichtliche Ankunftszeit zu bestimmen. Sollte die Energie nicht gereicht haben, konnte ich als letzte Möglichkeit doch die Trägheitsdämpfer ausschalten. »Spucktüten« waren laut Inventarverzeichnis des Schiffs ausreichend vorhanden.

Dann war der Zeitpunkt erreicht, an dem die Raumstation zum ersten Mal auf dem Head-Up-Display angezeigt wurde; ein Ende war also abzusehen. Das Bremsmanöver war erfolgreich gewesen und die Geschwindigkeit lag im noch tolerierbaren Rahmen. Von der Leitstelle bekamen wir eine bestimmte Andockposition zugewiesen. Ich stutzte und schaute auf den auf einem Monitor neben dem Frontfenster angezeigten Plan der Raumstation.

»Hat das Notsignal denn nicht schon alles mitgeteilt?«, brüllte ich ins Mikrofon. »Wir haben einen Hüllenbruch und verlieren Kabinendruck! Wir brauchen keinen Platz draußen, sondern drinnen!«

Der diensthabende Flugdispatcher stammelte eine Entschuldigung und wies uns dann einen Kurs auf eine der Dockschleusen zu. Schon öffnete sich das Schleusentor; jemand hatte also doch eine richtige Entscheidung getroffen. Dank irgendwelcher Ignoranten wäre das Manöver aber auf den letzten Metern noch fast gescheitert!

Mit buchstäblich dem letzten Tropfen Treibstoff konnte ich den letzten Bremsschub geben und ich setzte das Schiff mit halb ausgefahrenen Landestützen nicht gerade weich auf dem Boden der Dockschleuse auf. Ich spürte, wie die künstliche Schwerkraft der Raumstation das Schiff auf den Boden zog und damit zusätzlich bremste. Im Heckbereich mit herunterhängenden Teilen des zerstörten Triebwerks leicht auf dem Boden schleifend und außerdem eine kleine Funkenspur von einer Landestütze hinter sich herziehend, kam das Schiff kurz vor dem inneren Schleusentor zum Stehen. Das äußere Tor schloss sich und der Druckausgleich wurde hergestellt. Nun war ich in der Lage, der Kabine wieder Außenluft zuzuführen, und wir konnten endlich die Sauerstoffmasken abnehmen.

Leicht nach Steuerbord achtern geneigt, schwebte das Schiff langsam aus der Schleuse heraus zur zugewiesenen Parkposition. Einen vom Dispatcher angebotenen Bodenschlepper hatte ich dankend abgelehnt. Mit dem letzten verbliebenen Restschub manövrierte ich das Schiff in den Stellplatz, fuhr die Landestützen voll aus und schaltete den Antrieb auf Standby-Betrieb. Über eine Außenkamera sah ich, wie jemand vom Bodenpersonal die so genannte »Nabelschnur« zur externen Energieversorgung in eine im Rumpf dafür vorgesehene Buchse steckte. Sofort wechselten einige Anzeigen von rot oder orange auf grün und das Schiff wurde wieder ausreichend mit Energie versorgt.

Meinen drei Mitreisenden half ich, die Sicherheitsgurte abzulegen, ich öffnete die Luke und wir gingen langsam in die Dockhalle hinaus. Die Mädchen schauten alles aufmerksam an. Gelbe Linien auf dem Boden wiesen den Weg zum nächsten Ausgang. Während wir uns auf den Ausgang zu bewegten, kamen uns auch schon vier Soldaten entgegen gelaufen, die anhand ihrer Uniformen eindeutig der Militärsicherheit, dem Department of Military Security, kurz DMS genannt, zuzuordnen waren. Die Soldaten hoben ihre Waffen und forderten uns auf, stehen zu bleiben. Obwohl ich eigentlich verabscheute, nach den Prinzipien »Frechheit siegt« und »Obersticht Unter« zu handeln, blieb mir nichts anderes übrig, als etwas zu bluffen, vor allem um uns heil aus dieser Situation herauszubringen.

»Schauen Sie sich anhand der Schiffsnummer den Geheimhaltungsstatus und die Prioritäts-einstufung des Fluges an! Dann lassen Sie uns sofort durch und bringen uns zum Leiter der hiesigen DMS-Abteilung!«, blaffte ich den Sergeant an, der die Soldaten anführte.

Die DMS-Soldaten machten zunächst aber keine Anstalten, der Anweisung Folge zu leisten, was wohl auch mit meiner Kleidung aus dem sechzehnten Jahrhundert zu tun haben konnte.

Ich schaltete ein paar Dezibel höher: »Wird's bald?!«

Einer der Soldaten holte eher widerwillig einen Mobilrechner aus seiner Jackentasche und tippte darauf herum. Er nahm den Rechner und zeigte diesen dem Sergeant. Der Sergeant schaute auf den Bildschirm und wurde schlagartig vollkommen unterwürfig. Mit Salutieren und viel »Sir!«-Gestammel begleitete uns der Trupp aus der Dockhalle heraus.

»Soldaten sind doch alle gleich«, flüsterte ich Marijke ins Ohr.

Sie meinte: »Etwas, das sich auch in achthundert Jahren nicht geändert hat.«

Frechheit siegt! Der Bluff war also gelungen. Ich hatte nämlich in den analysierten Projektdaten nichts gefunden, was auf eine mögliche Geheimhaltungseinstufung hingedeutet hatte. Dem gegenüber war aber das gesamte Zeitreise-Projekt unter allerhöchster Geheimhaltung durchgeführt worden. Somit hatte ich vollkommen richtig vermutet, dass auch die entsprechenden Testflüge – oder in diesem Fall die mich betreffende Liquidierungsmission – als geheim eingestuft und mit entsprechender Priorisierung versehen worden waren.

Der Sergeant zeigte beim Vorbeigehen auf das beschädigte Triebwerk, über dem zur Sicherheit ein kleiner Feuerlöschroboter schwebte, und bemerkte: »Da ham'se ja ganz schön 'was abbekommen, Sir!«

»Ja, wir hatten Glück. Sergeant, sorgen Sie dafür, dass das Schiff abgeriegelt wird und sich niemand sich dem Schiff nähert – auch nicht das Wartungspersonal!«, befahl ich.

Der Sergeant nickte, bestätigte mit »Aye, aye, Sir« und drückte auf seinem Kommunikator.

Wir gingen unter dem Schutz der DMS-Soldaten durch die langen Korridore der Raumstation zum Büro des Leiters des hiesigen DMS. Im Nachhinein war ich doch froh darüber gewesen, dass wir nun auf dieser Raumstation und nicht auf einer anderen gelandet waren. Wer weiß, was uns am ursprünglichen Ziel erwartet hätte; vielleicht hätten »sie« dort uns entsprechend in Empfang genommen. Das Elektronengehirn erinnerte mich umgehend daran, dass ich ihm die Ermittlung von Alternativszenarien untersagt hatte.

In dieser Beziehung musste ich meinem Elektronengehirn tatsächlich einmal Recht geben. Vielleicht sollte ich doch öfters einmal auf mein »zweites Gewissen« hören.

Der Leiter der Sicherheit ging dann ebenfalls erst einmal auf Konfrontationskurs. Leider war sein Rang höher als meiner, so dass ich nicht wirklich etwas gegen ihn ausrichten konnte. Das war sehr ärgerlich, da die Zeit drängte, denn »sie« waren immer noch hinter uns her.

Er schrie mich an: »Es kann doch nicht einfach jeder dahergelaufene Lieutenant einen Sicherheitsvorfall der Stufe Eins ausrufen und meine ganze Station abriegeln!«

»Doch, kann er«, sagte plötzlich eine Stimme aus dem Hintergrund. »Also ich kann das auf jeden Fall.«

Der DMS-Leiter stand auf und salutierte. Ich drehte mich um. Den Mann kannte ich nur von

Bildern. Seine Rangabzeichen wiesen ihn als General aus und er wurde vom Elektronengehirn als Oberster Befehlshaber der Militärsicherheit identifiziert.

»Wir haben Sie schon erwartet, Lieutenant Fox«, sagte der General zu mir und streckte mir die Hand aus. »Schön, dass Sie wieder heil zurückgekommen sind.«

Zum DMS-Leiter sagte er, während er meine Hand schüttelte: »Rufen Sie einen Sicherheitsvorfall der Stufe Eins aus! Niemand betritt das Schiff des Lieutenants hier! Niemand kommt in die Station rein, außer meinen Leuten! Niemand kommt aus der Station raus, außer meinen Leuten! Kein Schiff startet und alle ankommenden Schiffe werden abgewiesen! Verstanden?«

»Betrachten Sie es als erledigt, Sir!«

Gegenüber seinem höchsten Vorgesetzten spurte der DMS-Leiter plötzlich. Ober sticht immer Unter!

Der General nahm mich ein wenig zur Seite. Noch immer war mir nicht klar, auf welcher Seite er stand, und daher war ich noch recht misstrauisch ihm gegenüber. Wer so ein Projekt durchgezogen hatte, hatte unter Umständen auch Freunde »ganz oben«.

Er sah wohl meinen kritischen Blick – ich musste auf jeden Fall noch intensiver an meinem Pokerface arbeiten – und meinte: »Ich sehe mit Freude, dass Sie nicht getötet wurden, Lieutenant. Und Sie haben auch offenbar jemanden aus der Vergangenheit mitgebracht.«

Bevor ich jedoch antworten wollte, musste ich erst die Vertrauenswürdigkeit des Generals überprüft haben. Mit Hilfe der Passwörter des anderen Hybriden bekam ich Zugriff auf fast alle Daten des Zeitreise-Projekts. Zumindest war der General dort nicht als Mitarbeiter oder Unterstützer des Projekts aufgeführt. Ich ließ mein Elektronengehirn noch ein wenig tiefer in den Projektunterlagen stöbern und hatte schließlich einen Erfolg zu verzeichnen. Es waren über bestimmte Gegner des Projekts Dossiers zusammengetragen worden. Auch für den obersten Befehlshaber der Militärsicherheit, den hier anwesenden General, gab es so ein Dossier, der aber nach Abwägung aller Risiken der General als vertrauenswürdig eingestuft werden konnte.

War der Feind meines Feindes also mein Freund, wie es immer so schön hieß? Von dieser Raumstation kamen meine Familie und ich sowieso nicht ohne fremde Hilfe weg, also musste ich jemandem vertrauen können.

»Darf ich Ihnen meine neue Familie vorstellen, Sir: Marijke, Carmen, Beatrix.«

Der General schüttelte allen die Hand. Für meine drei Damen musste das alles ein großer Kulturschock sein. Sie nahmen es aber alles sehr gelassen, obwohl sie von der Vielfalt der Eindrücke überwältigt gewesen sein mussten. Ich teilte dem General noch weitere Informationen mit.

»Sir, da wären noch zwei Dinge«, sagte ich. »In der Kühlkammer des Schiffs sind die zwei Soldaten, die mich töten wollten; beide sind leider nicht mehr am Leben. Und im Schiffstresor befinden sich zwei MBE-Handfeuerwaffen. Die Safe-Kombination habe ich Ihnen soeben auf Ihren Kommunikator übertragen. Das Schiff selbst ist außerdem modifiziert worden: Zum einen gibt es eine MBE-Kanone und zum anderen die so genannte ›Time Manipulation Unit‹, die Zeitmaschine.«

Der General drückte auf seinen Kommunikator und befahl: »Riegeln Sie das Schiff mit Ihren Leuten ab und organisieren Sie einen ausreichend großen Transporter, um das Schiff in

unser Labor bringen zu können. Machen Sie eine Fähre fertig, um den Lieutenant von hier wegzubringen.« Er schaute Marijke an. »Und seine Familie auch. Sorgen Sie für eine sichere Unterkunft für vier Personen.«

»Danke, Sir«, sagte ich.

Der DMS-Leiter meinte: »Wir müssen Sie als Neuankömmlinge aber alle noch auf der Medizinstation untersuchen.«

»Und meine drei Mitreisenden hier müssen noch gegen alles Gängige geimpft werden«, ergänzte ich.

Der General wies den DMS-Leiter an, dieses zu organisieren.

»Wird nicht jemand wieder in die Vergangenheit reisen, um die Beweise zu vernichten?«, fragte Carmen, die ihre Scheu endgültig abgelegt zu haben schien.

»Unwahrscheinlich«, sagte plötzlich der DMS-Leiter.

Alle im Raum Anwesenden schauten ihn fragend an.

»Ich merke schon, dass dies alles hier der allerallerhöchsten Geheimhaltung unterliegt, auch weil es sehr ungewöhnlich ist, dass sich der allerallerhöchste Chef persönlich um die Angelegenheit kümmert.«

Der General ermahnte ihn: »Kommen Sie zur Sache!«

Nach der Meinung des DMS-Leiters konnte jemand nicht unbegrenzt immer wieder in die Vergangenheit zurück reisen, bis die Veränderungen wie gewünscht »passten«. Der Theorie nach war zwar eine unendliche Anzahl von Paralleluniversen auf unterschiedlichen Zeitlinien vorhanden, wobei diese sich aufgrund von Entscheidungen in immer weiteren Knoten unendlich oft verzweigten. Das Zeitkontinuum würde sich dabei aber immer nur in »Vorwärtsrichtung«, also in die Zukunft gerichtet, verzweigen. Zeitreisen in die Vergangenheit würden Rückbezüge und damit kreisförmige Strukturen der Zeitlinien verursachen. Wenn nun jemand immer wieder an die selbe Stelle und an den selben Zeitpunkt in die Vergangenheit zurück reisen würde, bildeten die Entscheidungsknoten und Zeitlinien an dieser Stelle im Zeitkontinuum ein Knäuel – und das war etwas, was man als »potenzielles Paradoxon« bezeichnen konnte. Mit jeder Reise stiege daher die Wahrscheinlichkeit eines tatsächlichen Paradoxons exponentiell an, und schon die pure Ankunft in der Vergangenheit konnte eines auslösen. Zeitreisen in die Vergangenheit waren deswegen aus guten Grund strengstens untersagt. Es war anzunehmen, dass der oder die Erbauer der Time Manipulation Unit dies gewusst und von weiteren Reisen abgeraten hätten.

»Aber sie hatten es doch versucht!«, warf ich ein.

Der DMS-Leiter fuhr mit seinen Erläuterungen fort: »Zwei, vielleicht auch drei Mal wären wohl gerade noch tolerierbar, danach wird's kritisch, wegen des exponentiellen Anstiegs.«

Der militärische Nutzen dieser Technologie war natürlich nicht von der Hand zu weisen. Wer weiß, vielleicht wollten gewisse Kreise ja den Zweiten Interstellaren Krieg doch noch nachträglich vollständig gewinnen wollen, statt ihn wie bisher in einem Patt mit leichtem Vorteil für uns enden zu lassen.

»Und die ganze Zeitreise-Theorie kennen Sie deswegen so genau, weil...?«, fragte der General.

»Meine kleine Schwester hat Quantenphysik studiert und ich habe sie immer vor Klausuren und Prüfungen abgefragt, Sir.«

Der General grinste und meinte: »Was immer Sie bisher für eine Sicherheitsstufe hatten, betrachten Sie diese jetzt als drei Stufen höher.«

»D–danke, Sir!«, stammelte der DMS-Leiter.

Ich griff eine der Kisten, die im Laderaum des spanischen Schiffs gestapelt waren, und fragte: »Und was ist mit meiner Sicherheitsstufe, Sir?«

Ich stellte die Kiste wieder ab und schaute mich verwirrt um. Was zum...? War ich nicht gerade noch im Sicherheitsbüro einer Raumstation gewesen – und das rund achthundert Jahre später? Was war passiert? Ein Zeitsprung? Das konnte ich mir aber nicht so recht vorstellen, da man dafür doch einen erheblichen technischen Aufwand treiben musste. War ich einfach so in eine parallele Zeitlinie hinüber gewechselt? Dies war doch eigentlich gar nicht möglich, da nach den Ausführungen des DMS-Leiters eine Zeitlinie von Entscheidungsknoten zu Entscheidungsknoten linear verläuft und die verschiedenen Paralleluniversen in sich abgeschlossen waren. Wie konnte ich also in eine andere Zeitlinie wechseln? Die nächste, direkt daran anschließende Frage war aber: Warum konnte ich mich noch an alles erinnern, was in der anderen Zeitlinie vorgefallen war? Mein Elektronengehirn versuchte sich an einer Erklärung.

Falls ich es richtig verstanden hatte, arbeitete das neuronale Netz des künstlichen Gehirns, welches mit dem biologischen Gehirn eines Hybriden über das Brain Computer Neuro Interface verbunden ist, auf einer Quantenebene, und parallele Universen sind auf Quantenebene miteinander verbunden, teilweise verschränkt, existieren aber teilweise auch unabhängig voneinander.

Das würde aber bedeutet haben, dass mein Elektronengehirn gegen Zeitsprünge sozusagen »immun« war und ich daher noch alle Erinnerungen an die andere Zeitlinie behalten hatte. War das einer der Gründe, warum man das Elektronengehirn eines Hybriden genau so geschaffen hatte? Um bei Zeitreisen in die Vergangenheit die verschiedenen Entscheidungsknoten und Zeitlinien im Griff haben zu können? Ich war bei der Analyse der Daten des anderen Hybriden auf merkwürdige Systemfunktionen in einem an sich gesperrten Bereich seines Elektronengehirns gestoßen, deren genaue Arbeitsweise ich mir nicht hatte erklären können.

Dass ich mich jetzt in einer parallelen Zeitlinie befand, dafür konnte es nur eine Erklärung geben: Jemand war erneut in der Zeit zurück gereist und wollte wahrscheinlich versuchen, mich jetzt endgültig zu eliminieren. Durch die Quantenverschränkung und da offenbar eine Gefahrensituation kurz bevorstand, war mein im Elektronengehirn vorhandenes Bewusstsein in diese Zeitlinie hinüber gewechselt.

Die Situation hier im Laderaum kam mir verdächtig bekannt vor. Beim letzten Mal trat nämlich genau zu diesem Zeitpunkt das andere Zeitschiff...

Ich rannte an Deck des Schiffs, begann die Schiffsglocke zu läuten und rief: »Evakuieren! Evakuieren! Lauft zu den Höhlen!«

»Der Ausguck hat aber garnix gemeldet«, sagte jemand.

Ich brüllte: »Macht es einfach! Evakuieren!«

Als ich an Land sprang, kam mir Carmen entgegen gelaufen. In diesem Moment begann auch

die Evakuierungsglocke des Dorfes zu läuten.

»Was ist los?«, rief sie gegen das Läuten an.

»Hol' Maryke und Beatrix und laufe mit den anderen zu den Höhlen!«

»Du kommst nicht mit?«

»Nein, die haben es ausschließlich auf mich abgesehen! Geh' mit den anderen!«

Mir kam dieser Dialog irgendwie bekannt vor, man konnte es auch als ein »Deja-vu« bezeichnen. Ich war in einer parallelen Zeitlinie gelandet, die viele Gemeinsamkeiten zum vor nicht allzu langer Zeit Erlebten aufwies.

Carmen nickte zustimmend. Eine von Carmens wundervollsten Eigenschaften war, dass man mit ihr nicht lange über etwas diskutieren musste. Ob das nun daran lag, dass sie homosexuell und daher keine »typische« Frau war, konnte und wollte ich hier jetzt nicht mit ihr erörtern. Carmen lief los und da registrierte mein Elektronengehirn auch schon das Schiff, welches in die Atmosphäre eintrat.

Dieses Mal aber war ich vorbereitet! Die Dorfbewohner hatten sich in Sicherheit gebracht und ich konnte das Schiff zusätzlich weit vom Dorf weglocken. Außerdem besaß ich sämtliche das Schiff betreffende Zugriffs-codes. Ein kurzer Test, nämlich der Zugriff auf unkritische und nicht protokollierte Systeme, war erfolgreich. Deja-vu! Sie waren entweder unglaublich arrogant oder hatten sich wahrscheinlich nicht im Geringsten vorstellen können, dass ich als einer der ersten Hybriden – beziehungsweise mein Elektronengehirn – fast schon zu gut auf Quantenebene arbeiten und die verschiedenen Zeitlinien tatsächlich im Griff haben würde.

Wieder lief ich den schmalen Pfad vom Dorf weg und kurz darauf hörte ich die ersten Schüsse aus der MBE-Kanone. Dieses Mal allerdings schlugen die ersten Salven weit entfernt vom Dorf ein und richteten keinen nennenswerten Schaden an, von ein paar umgestürzten Bäumen abgesehen. Da das Schiff jetzt ausreichend weit vom Dorf entfernt war, konnte ich das Kommando übernehmen. Bei der Datenanalyse des anderen Hybriden hatte ich eine Fernsteuerfunktion für sein Elektronengehirn entdeckt. Ich ging davon aus, dass sie diese Funktion auch bei mir verwendet hatten, als ich mit meinem Schiff den Zeitsprung vollzogen hatte. Der andere Hybrid war jetzt in Sendereichweite, ich konnte mir also Zugriff auf ihn verschaffen und die Fernsteuerfunktion aktivieren.

So brachte ich den anderen Hybriden tatsächlich dazu, seinen Copiloten zu fesseln und zu knebeln. Anschließend ließ ich ihn das Schiff am Strand landen, mir die vollständige Schiffskontrolle übertragen und sich dann selbst vorübergehend deaktivieren. Das Ganze ging erfreulich reibungslos über die Bühne. Vorsichtig näherte ich mich dem Schiff – ich war ja schließlich nur mit einem langen Messer bewaffnet –, das meldete das Elektronengehirn eine »Bewegung auf fünf Uhr«.

Ich drehte mich um und sah Carmen auf mich zukommen, eine geladene Büchse in ihrer Hand. Diese Situation war mir ebenfalls nicht unbekannt. Deja-vu Nummer drei. Auch in dieser Zeitlinie verhielt sie sich jetzt ebenfalls sehr unerschrocken.

»Das ist dein Raumschiff?«, fragte sie.

Ich zeigte nach oben und antwortete: »Nicht direkt, mein Schiff ist ja im Meer versunken. Aber das ist eines der Schiffe, mit denen wir zwischen den Sternen umher fliegen.«

Diesen Dialog verbuchte ich als Deja-vu Nummer vier.

Ich wies das Schiff an, die Außenluke zu öffnen, tauschte mit Carmen die Waffen und betrat vorsichtig das Schiff. Der Copilot saß tatsächlich gefesselt und geknebelt auf seinem Sitz und warf mir einen finsternen Blick zu. Wenn Blicke töten könnten... Neben ihm war der andere Hybrid zusammengesunken und ich registrierte bei ihm nur eine recht flache Atmung. Ich hob ihn auf und setzte ihn in die hinterste der drei Sitzreihen. Mittels der Fernsteuerung versetzte ich ihn in einen dauerhaften Hibernationsmodus. Ich nahm ihm seine MBE-Handfeuerwaffe ab und bat Carmen, dies ebenfalls beim Copiloten zu tun. Der Hybrid war recht einfach ruhig zu stellen gewesen, aber wie sollte ich das beim Copiloten machen? Töten wollte ich ihn ja nicht. In den geheimen Projektakten stand dazu als Vorschlag »Langfrist-Narkotikum und intravenös ernähren«.

Ich ging zu Carmen, nahm ihr zur Sicherheit das Messer und die MBE-Handfeuerwaffe ab und wies sie an, dass sie die Fesseln des Copiloten lösen sollte. Gleichzeitig hielt ich ihn mit den beiden MBE-Handfeuerwaffen in Schach.

»Ich bin auch ein Hybrid, wie du wissen solltest«, meinte ich. »Also versuche gar nicht erst irgend etwas – ich bin sowieso schneller also du. Du setzt dich da hinten neben den anderen Hybriden!«

Carmen löste seine Fesseln, der Copilot stand auf, ging langsam die wenigen Schritte zur hintersten Sitzreihe und setzte sich wieder hin. Das Mädchen fesselte ihn gründlich, so dass er sich kaum noch bewegen konnte. Ich steckte eine Waffe in meinen Hosenbund und gab Carmen die andere Waffe zurück, damit sie ihn bewachen konnte.

Aus der Schiffsinventarliste ermittelte ich den Lagerort der benötigten Medikamente. Ich lud eine Impfpistole mit dem Narkotikum und da man in der Schwerelosigkeit keinen Tropf verwenden konnte, nahm ich noch eine so genannte »Intravenös-Pumpe« für die Nährlösung aus dem Schrank.

Ich löste den Knebel des Copiloten und sofort begann dieser, hasserfüllt herumzubrüllen.

»Wir werden es nochmal versuchen und dich dann eliminieren! Und wenn nicht, dann nochmal und nochmal und...«

»Ganz schlechte Entscheidung«, unterbrach ich ihn und lieferte den Grund gleich nach: »Damit steigt das Risiko eines Raum-Zeit-Paradoxons exponentiell an.«

Gleichzeitig spritzte ich ihm das Narkotikum, er sackte augenblicklich in sich zusammen und war wieder ruhig. Ob wohl alle Projektbeteiligten gleichermaßen arrogant waren? Ich krempelte seinen rechten Ärmel hoch, legte einen intravenösen Zugang und schloss die Pumpe an. Endlich waren beide ruhig gestellt und ich konnte mich um Carmen kümmern. Es war immer wieder erstaunlich, wie gefasst sie alles aufnahm.

Sie hatte ihre Sprache wiedergefunden und stellte fest: »Das waren jetzt nicht unbedingt Freunde von dir, oder?«

»Nicht wirklich«, musste ich zugestehen.

Wiederum nahm ich dem Copiloten seinen Kommunikator ab und befestigte ihn an Carmens Ohr. Das war jetzt Deja-vu Nummer ... ich hatte aufgehört zu zählen. Etwas war aber anders in dieser Zeitlinie: Die beiden Attentäter waren noch am Leben. Lebende Beweismittel zu ha-

ben, war natürlich für mich erheblich vorteilhafter. Ein weiterer Vorteil war, dass ich nun die Einlernphase in die Steuerung des TMU überspringen konnte. Ein kritischer Punkt blieb aber auch in dieser Zeitlinie bestehen, nämlich ob sich meine drei Damen dafür entscheiden konnten, mit mir in die Zukunft reisen zu wollen. Auch ein adäquater Nachfolger für die Leitung der Piratengruppe musste noch gefunden werden.

Erneut setzte ich mich auf den Pilotensitz und Carmen nahm neben mir Platz. Das Schiff landete ich wieder auf der selben Lichtung zwischen den Höhlen und dem Dorf. Nachdem ich die Entwarnung gegeben hatte, gingen alle wieder zum Dorf zurück. Beatrix kam auf uns zugerannt und schloss Carmen in ihre Arme. Maryke folgte in kurzem Abstand und umarmte mich ebenfalls.

»Mach' so etwas nie wieder! Versprochen?«, hörte ich Beatrix Carmen über den Kommunikator ins Ohr flüstern.

Langsam gewöhnte ich mich an die schon einmal erlebten Dinge und ich hörte auf, die Dejavus zu zählen. Ich zog eine Zwischenbilanz, und diese Zeitlinie hatte die Nase eindeutig vorn. Es gab (noch) keine Toten und Verletzten, es gab keine Sachschäden am Dorf oder an den Schiffen und ich besaß jetzt zwei lebende und nicht zwei tote »Beweise«. Zumindest bis zu diesem Zeitpunkt hatte die erneute Zeitreise aus Sicht derjenigen, die mich beseitigen wollten, genau das Gegenteil dessen bewirkt, was sie eigentlich bezwecken wollten. Dank eines ausreichend großen Zeitfensters für den erneuten Zeitsprung in die Zukunft konnte ich jetzt den Zeitpunkt der Wiedereintrittsphase ins vierundzwanzigste Jahrhundert so verschieben, dass wir dieses Mal den Felsbrocken in ausreichendem Abstand passieren konnten; auch in dieser Beziehung war ich in dieser Zeitlinie etwas besser aufgestellt.

Als dringend notwendige Sicherheitsmaßnahme ließ ich mein Elektronengehirn eine Überwachungsfunktion für potenzielle Zeitsprünge einrichten. Wenn sich die Zeit abrupt ändern sollte, wenn das SPS verschwunden und plötzlich wieder vorhanden sein sollte, wenn ein globaler Zeitdienst verschwunden und plötzlich wieder vorhanden sein sollte, wenn sich der Sonnenstand oder die Sternkonstellation abrupt ändern sollten, dann würde ich sofort darüber in Kenntnis gesetzt werden. Noch so eine unliebsame Überraschung, wie zum Beispiel sich von einer Sekunde auf die andere in einem spanischen Schiff achthundert Jahre in der Vergangenheit wiederzufinden, wollte ich auf keinen Fall mehr unvorbereitet erleben.

Die Wahl meines Nachfolgers verlief relativ unkompliziert, auch weil mir aus der anderen Zeitlinie noch einige Argumente in der Diskussion bekannt gewesen waren. Der Abschied fiel mir dagegen wieder sehr schwer, hatte ich doch diese Piratengruppe in mein Herz geschlossen. Eine weitere Parallelität zur anderen Zeitlinie war, dass sich auch hier meine drei Damen einstimmig dafür entschieden hatten, zusammen mit mir in die Zukunft zu kommen.

Etwas Proviant tragend, machten wir uns dann auf den Weg zum Raumschiff. Erneut hatte ich allen eingeschärft, uns nicht zu folgen. Auch jetzt hatte Carmen ihrer Freundin alles über das aufregende Schiff aus der Zukunft erzählt. Beatrix war ebenfalls sehr gespannt darauf, das Schiff persönlich in Augenschein nehmen zu können.

Als ich die Luke öffnete und wir das Schiff betraten, erschrakten Maryke und Beatrix erst einmal, als sie die zwei auf der hintersten Sitzreihe festgebundenen Gefangenen sahen. Ich konnte die beiden Niederländerinnen aber schnell wieder beruhigen und ihnen versichern, dass von beiden Gefangenen keine Gefahr ausgehen könnte.

Für diesen zweiten Versuch hatte ich den Kurs des Schiffs etwas verändert. Einerseits wollte ich noch eine »Ehrenrunde« im Erdorbit fliegen, um dem Schiff noch mehr Geschwindigkeit verpassen zu können. Hiermit wollte ich die entscheidenden Minuten herausholen, um nicht wieder mit dem Felsbrocken kollidieren zu müssen und ein wenig Energie zu sparen. Andererseits hatte ich einen direkten Kurs auf die Venus-Raumstation gelegt, um dem General schneller begegnen zu können, wobei ich hoffte, dass er sich auch in dieser Zeitlinie dort schnell einfinden wird. Da ich dieses Mal nicht beabsichtigte, mit dem Felsbrocken zu kollidieren, würde darüber hinaus auch das Schiff intakt bleiben und dadurch das Bremsmanöver bis zur Station nicht so kritisch verlaufen. Ich bevorzugte eigentlich die Prämisse »Optimismus ist der Mangel an Informationen«, aber nun hatte ich ja genügend Informationen und konnte somit etwas zversichtlicher in die Zukunft blicken. Dennoch begab ich mich zum Waffentresor des Schiffs, verstaute die MBE-Waffen und suchte mir für alle Fälle eine konventionelle Handfeuerwaffe heraus.

Marijke und Beatrix waren auch in dieser Zeitlinie begeistert von dem Schiff aus der Zukunft. Ich startete das Schiff und flog auf dem gleichen Kurs über das offene Meer, wobei ich zu den anderen Schiffen ebenfalls wieder einen ausreichenden Sicherheitsabstand hielt. Dieses Mal war die Wolkendecke etwas dichter, und meine drei Damen bekamen dadurch die Gelegenheit, auch einmal das Innere von Wolken betrachten zu können. Zu ihrer allgemeinen Enttäuschung war aber kein wirklicher Unterschied zu Nebel festzustellen; alle hatten sich hier etwas Spektakuläreres vorgestellt. Von der Aussicht auf die Erde auf der »Ehrenrunde« waren dagegen alle sehr begeistert. Der Zeitsprung selbst sowie der Wiedereintritt verliefen reibungslos und wir passierten den Felsbrocken, der uns soviel Kummer bereitet hatte, im sicheren Abstand von einigen Seemeilen Entfernung.

Sofort versuchte ich Kontakt mit dem Befehlshaber des DMS aufzunehmen und verlieh der Kontaktaufnahme etwas mehr Nachdruck, indem ich der Nachricht das Dossier aus dem Zeitreisen-Projekt beilegte. Auf diese Weise erhielt ich sehr schnell eine Antwort und es wurde uns ein Schiff des DMS entgegen gesandt, um uns zur Raumstation zu eskortieren. Nachdem wir, ohne angegriffen worden zu sein, im Raumdock angekommen waren, wurde unser Landeplatz sofort von einer DMS-Einheit umstellt. Ich öffnete die Luke und der General persönlich kam mit einem Trupp Soldaten an Bord. Ein DMS-Soldat entfernte den intravenösen Zugang aus dem Arm des Copiloten und ich spritzte ein Aufwachmittel. Der Soldat löste die Fesseln und ein anderer stand schon mit Handschellen bereit. Der Copilot kam wieder zu sich und begann sofort wieder dort, wo er aufgehört hatte.

»Wir haben Freunde ganz weit oben! Und die werden...«

»Sie haben das Recht, zu schweigen«, wurde er vom General unterbrochen. »Davon würde ich ab jetzt an Ihrer Stelle auch Gebrauch machen!«

Der Copilot hatte ein Einsehen, dass sich die DMS-Soldaten in der Überzahl befanden, und gab seinen verbalen wie physischen Widerstand auf. Die Handschellen klickten und er wurde von zwei Soldaten abgeführt.

Etwas schwieriger gestaltete sich dies beim anderen Hybriden. Ich wollte ihn nämlich auf keinen Fall »aufwecken«, da ich darin ein zu großes Risiko sah, vor allem wegen weiterer »Ostereier« oder auch schon alleine wegen seiner physischen Stärke. Da Hybride in derartigen Situationen auf eine Art »Verteidigungsnotmodus« umschalten konnten, war eine latente

Gefahr für Leib und Leben der anderen Anwesenden vorhanden. Zusammen mit zwei DMS-Soldaten lud ich daher den immer noch deaktivierten Hybriden auf eine Schwebetrage, auf dieser er sofort mit mehreren Gurten fixiert wurde. Das DMS wollte ihn zu einem geheimen Stützpunkt transportieren und dort unter strengsten Sicherheitsvorkehrungen technisch analysieren beziehungsweise auch vernehmen. Falls dies zu keinem Ergebnis geführt hätte, hatte ich auch in dieser Zeitlinie von seinem Elektronengehirnspeicher eine Kopie angefertigt. Das nächste Deja-vu ließ dann nicht lange auf sich warten.

Der General meinte: »Wir müssen Sie als Neuankömmlinge aber alle noch auf der Medizinstation untersuchen.«

»Und meine drei Mitreisenden hier müssen außerdem gegen alles Gängige geimpft werden«, ergänzte ich.

Als wir uns, geschützt von einer Eskorte aus DMS-Soldaten, durch einen langen Korridor in Richtung der Medizinstation bewegten, fiel mir auf, dass diese Eindrücke neu waren – im Gegensatz zum gerade erlebten Deja-vu. Ich war also offenbar an dem Zeitpunkt angelangt, an dem ich in der anderen Zeitlinie den Zeitsprung zurück in die Vergangenheit vollzogen haben musste. Nun rechnete ich jeden Augenblick damit, wieder ins sechzehnte Jahrhundert hinüberzuwechseln.

Marijke erschrak heftig und klammerte sich fest an meinen Arm, als uns ein in eine DMS-Uniform gekleideter I'avêrése, zu erkennen an seinem charakteristischen Echsenkopf, entgegen kam. Den Rangabzeichen nach war er in dem Rang eines Sergeants. Den früheren Feind in unsere Reihen integriert zu sehen, war auch für mich noch ein ungewohnter Anblick.

»Sie brauchen keine Angst vor mir zu haben, Ma'am«, sagte der I'avêrése, was Marijke über ihren Kommunikator übersetzt wurde. »Folgen Sie mir bitte zur Medizinstation.«

Die Untersuchung auf mögliche Krankheitserreger ergab zum Glück einen negativen Befund, so dass wir uns nicht in die Quarantäne begeben mussten. Die diensthabende Ärztin beschwerte sich darüber, dass wir uns nicht unmittelbar nach unserer Ankunft auf der Raumstation dieser Untersuchung unterzogen hätten. Sie wurde aber von einem der uns begleitenden DMS-Soldaten darauf hingewiesen, dass es sich um einen Sondereinsatz des DMS unter höchster Geheimhaltung gehandelt hätte. Die Ärztin nahm dies murrend zur Kenntnis und beruhigte sich erst wieder, als sie beim Impfen Carmens Kleid berührte.

»Das ist aber ein wunderschöner Naturstoff«, meinte sie zu Carmen. »Wo gibt es denn so etwas zu kaufen?«

Carmen antwortete wahrheitsgemäß: »Den Stoff habe ich von einem Händler und das Kleid habe ich selbst geschneidert.«

Bevor die Ärztin noch weiter nachhaken konnte, unterbrach ich das Gespräch.

»Senden Sie mir Ihre Kontaktdaten auf Ihren Kommunikator. Sie meldet sich dann wieder bei Ihnen«, sagte ich zur Ärztin.

Carmen schaute mich fragend an. Wir wollten nicht gleich bei der ersten Gelegenheit die Geheimhaltung brechen. Nicht jeder sollte mitbekommen, dass ich drei Personen aus der Vergangenheit mitgebracht hatte. Ich war erleichtert, als mir auch noch einer der DMS-Soldaten zu Hilfe kam.

»Könnten Sie sich bitte beeilen? Wir haben keine Zeit!«, sagte dieser.

Die Ärztin kümmerte sich dann lieber um die anderen Impfungen und sprach das Thema »Kleidung« nicht mehr an. Dennoch verbrachte sie meiner Ansicht nach viel zu viel Zeit damit, auch Beatrix' und Marijkes Kleidung zu befühlen. Glücklicherweise konnte mein Elektronengehirn auch Nachrichten direkt an Kommunikatoren versenden.

»Hier spricht John«, hörte ich meine Elektronengehirn-Stimme. »Sage zur Frau mit dem langen weißen Gewand: ›Wir werden uns auf jeden Fall bei Ihnen melden.««.

Carmen schaute mich wieder erstaunt an und drehte sich dann zur Ärztin um.

»Wir werden uns auf jeden Fall bei Ihnen melden.«

Die Ärztin erwiderte: »Vielen Dank, das wäre sehr schön.«

Nacheinander wurden meinen drei Damen aus der Vergangenheit verschiedene Impfstoffe und ein spezielles Vitamin-Spurenelemente-Aufbaupräparat injiziert. Ich wiederholte noch einmal, dass alles der strengsten Geheimhaltung unterlag und dass wir eigentlich gar nicht hier gewesen waren.

Dann geschah etwas, was ich insgeheim schon lange befürchtet hatte: Die von mir im Elektronengehirn eingerichtete Zeitsprung-Überwachungsfunktion schlug Alarm und schon befand ich mich an einem anderen Ort.

Die Gegenpartei hatte es tatsächlich noch einmal versucht, trotz der drohenden Gefahr eines Paradoxons.

Dieses Mal gingen sie aber etwas risikobewusster vor und waren nicht gleich wieder in das sechzehnte Jahrhundert zurückgesprungen, sondern lediglich ein paar Minuten – und ich blieb auf der Raumstation. Wie das geschehen konnte, da man für Zeitsprünge ja eigentlich ein speziell ausgerüstetes Raumschiff und eine bestimmte Sonnenfleckenaktivität benötigte, konnte ich mir jetzt nicht wirklich erklären. Auch in den sich mir im Zugriff befindlichen Unterlagen des Zeitreise-Projekts fanden sich darüber keine Informationen. Sogar das allwissende Elektronengehirn war mit seinem Latein am Ende. Vielleicht brauchte man für so kurze Zeitsprünge nur deutlich kleinere Gerätschaften und war nicht von der Sonne abhängig. Wenn solche Geräte tatsächlich existieren sollten, dann waren meine Gegenspieler aber noch gefährlicher, als ich ursprünglich vermutet hatte.

Wir befanden uns also erneut auf dem Weg zur Medizinstation. Kurz nachdem wir den Behandlungsraum betreten hatten, meldete sich das Elektronengehirn mit einer weiteren Warnmeldung, dass ein MBE-Schuss abgefeuert worden war.

Noch eine MBE-Waffe! Ich hörte vor der Tür auf dem Korridor einen schwachen Schrei und gleich darauf etwas zu Boden fallen. Fast zeitgleich zogen der I'avêrèse und ich unsere Waffen. Er hatte wohl mit seinen großen Ohren die Geräusche ebenfalls wahrgenommen.

»Alle in Deckung!«, rief ich.

Beatrix, Marijke, die Ärztin und die Krankenschwester brachten sich hinter einem halbhohen Schrank in Sicherheit. Carmen blieb natürlich bei mir stehen und wollte wieder einmal mitkämpfen. Der I'avêrèse, ein weiterer DMS-Soldat und ich nahmen neben der Tür Aufstellung. Das Elektronengehirn war meine Augen und Ohren nach draußen und registrierte vier Personen im Korridor direkt vor der Tür.

»Haben Sie eine Zweitwaffe?«, fragte ich den I'avêrésen. »Ich weiß, dass ihr alle Zweitwaffen habt.«

Er nickte, griff in seinen rechten Kampfstiefel und holte eine kleine Waffe heraus. Ich gab Carmen, die sich zu uns gestellt hatte, meine Waffe und nahm die I'avêrésische Waffe in die Hand. Man durfte sich von der Größe nicht täuschen lassen; diese, auf Railgun-Technologie basierenden, Waffen waren zwar sehr klein, aber auch sehr wirkungsvoll.

»Das war eine MBE-Waffe«, meinte ich leise. »Das konnten nur ›sie‹ sein. Vier Angreifer draußen vor der Tür.«

Der I'avêrésé nickte leicht und drückte auf seinen Kommunikator, um Verstärkung anzufordern. In diesem Moment registrierte mein Elektronengehirn einen weiteren Schuss aus einer MBE-Waffe und fast die gesamte Tür zur Medizinstation löste sich in Rauch auf. Der erste in den Raum hereinschauende Soldat wurde vom I'avêrésen mit einem einzigen Schuss kampfunfähig gemacht.

»Einer erledigt, drei übrig«, sagte ich leise.

Wo aber blieb die Verstärkung?

Der nächste Schuss aus der MBE-Waffe riss ein großes Loch in die Wand neben der Tür und löste einen Teil des davor stehenden DMS-Soldaten gleich mit auf, so dass dieser schreiend und blutend zusammenbrach.

»Nochmal MBE?«, fragte der I'avêrésé.

Ich antwortete: »Ja. Schon einmal einen live in Aktion gesehen?«

»Nein. Ihr scheint aber mächtige Feinde zu haben.«

Plötzlich gab Carmen einen Schuss in das Loch in der Wand ab und ein Körper fiel tödlich getroffen in den Raum hinein. Der I'avêrésé grunzte anerkennend.

»Zwei erledigt, zwei übrig«, sagte ich leise.

Ich einigte mich mit dem I'avêrésen, auf Drei zu zählen und dann mit Dauerfeuer durch die Tür zu gehen. Carmen sollte uns vorsichtig folgen, aber möglichst nicht auf uns schießen.

Sie zog eine Grimasse und sagte trotzig: »Ich bin doch kein kleines Kind mehr.«

Womit sie sogar Recht haben konnte. Ich zählte leise auf Drei und wir gingen zum Angriff über. Ich erledigte den ersten Soldaten sofort und Carmen wenig später den zweiten, wobei sie genau zwischen mir und dem I'avêrésen hindurch schoss. In diesem Moment kam auch schon ein Trupp DMS-Soldaten um eine Korridorecke gelaufen, im Schlepptau den General. Ich hob die Hände und gab Entwarnung.

»Das ist ja gerade noch einmal gut gegangen«, stellte der General fest. »Kommen Sie, die Fähre wartet schon. Wir müssen Sie hier schleunigst wegbringen!«

Ich gab dem I'avêrésen seine Zweitwaffe zurück. Dann tat dieser etwas völlig Unerwartetes. Er salutierte und beugte sich zu der viel kleineren Carmen herunter.

»Es war mit eine Ehre, mit Ihnen gekämpft zu haben, junge Lady!«, wurde ihr vom Kommunikator übersetzt.

Carmen wurde leicht rot im Gesicht und stammelte ein verlegenes und kaum hörbares »Danke schön«. In der Zeit, die wir bei den Piraten verbracht hatten, war sie tatsächlich zu einer unerschrockenen Kämpferin geworden, so dass sie jetzt sogar einen I'avêrésischen Soldaten beeindrucken konnte. Ab jetzt würde die an Kampflegenden reiche I'avêrésische Kriegerkaste eine weitere Legende haben: Die Legende vom kleinen Menschenmädchen, das furchtlos Seite an Seite mit einem I'avêrésischen Krieger gekämpft – und gesiegt – hatte. Ich war ja im Prinzip schon als Piratenlegende in die Geschichte eingegangen und nun war eben Carmen an der Reihe, eine Legende zu werden.

Der General drückte auf seinen Kommunikator und befahl: »Verhängen Sie über die ganze Station eine Ausgangssperre!«

Wenig später hallte durch die Korridore ein Warnton und an allen Türen wechselte die Farbe der Kontrollpanels von grün auf rot. Anschließend folgte eine Durchsage, dass die Ausgangssperre in Kraft getreten war. Wir betraten erneut den Medizinbereich durch die zerstörte Tür. Ich sah, wie sich Ärztin und Krankenschwester um den schwer verletzten Soldaten kümmerten, wobei sie von Marijke assistiert wurden. Beatrix machte wieder einen sehr verärgerten Eindruck. Carmen ging auf sie zu und umarmte sie.

»Das war das letzte, das allerletzte Mal, dass du unbedingt mitkämpfen musstest, du kleine Kampfheldin!«, fauchte sie Carmen an.

Der General beugte sich über den schwer verletzten DMS-Soldaten. Die Ärztin schaute den General an und schüttelte den Kopf. Bisher war in dieser Zeitlinie alles gut gegangen, aber dieser Soldat war nun das erste schwere Opfer auf »unserer« Seite. Immerhin hatten wir dagegen vier von »ihrer« Seite erwischt; aber wir waren ja nicht im Krieg, in dem man die Verluste gegeneinander aufrechnete – oder etwa doch?

Mittlerweile hatten andere DMS-Soldaten die auf dem Korridor getöteten Angreifer in Leichensäcke verpackt. Die Ärztin hatte ihre Untersuchung abgeschlossen und mitgeteilt, dass der von der MBE-Waffe getroffene DMS-Soldat lebensbedrohliche innere Verletzungen erlitten hatte (beziehungsweise waren es eigentlich keine »klassischen« Verletzungen, sondern es fehlte ein Teil von ihm) und somit die nächste Stunde nicht überleben würde.

»Hier ist ein plastisches Beispiel dafür, warum MBE-Waffen auf der schwarzen Liste ganz vorne stehen!«, meinte der General.

Ich stimmte den General zwar im Großen und Ganzen zu, aber als ob jetzt andere Waffen irgendwie »humaner« wären. . .

Ein weiterer DMS-Soldat kam aus dem Korridor in den Medizinbereich hinein und meldete, dass die Fähre jetzt bereit stehen würde. Gerade als ich aufbrechen wollte, meldete sich mein Elektronengehirn mit einer Warnung eines versuchten Zugriffs von außen.

Ein Versuchter Zugriff von außen? Wer sollte auf mein Elektronengehirn zugreifen wollen? Ich ließ es die Quelle bestimmen.

Siehe da, die Quelle des Zugriffs war ein Hybrid! Ich ließ mir von einem DMS-Sergeant eine Waffe geben. Es befand sich also noch ein anderer Hybrid an Bord der Raumstation.

In weiser Voraussicht hatte ich um mein Elektronengehirn herum noch weitere Firewall-Schichten eingerichtet, um genau diese Zugriffe unterbinden zu können oder zumindest er-

heblich zu erschweren. Handelte es sich um den Hybriden, den ich gefangen genommen hatte? Hatte er sich etwa befreit?

Das Elektronengehirn stellte fest, dass der Transponder des anderen Hybriden zwar deaktiviert war, aber die messbare elektromagnetische Signatur wich vom Hybriden ab, den ich gefangen genommen hatte. Da ich vorher keine weiteren Hybriden außer mir und meinem Gefangenen hatte orten können, war dieser Hybrid wahrscheinlich aufgrund des erneuten Zeitsprungs auf die Raumstation gelangt.

Ich rief: »Noch ein weiterer Hybrid ist an Bord und sucht mich! Bringen Sie bitte meine drei Damen in Sicherheit, Sir!«

Der General nickte und erteilte die entsprechenden Befehle.

»John«, fragte Marijke, »kommst du etwa nicht mit?«

»Ich komme nach – versprochen!«, besänftigte ich sie.

Ich wählte den I'avêrésen als meine alleinige Verstärkung aus; in einer kleinen Einheit agierend erwartete ich mir mehr Flexibilität. Die anderen machten sich auf den Weg zum Raumdock und ich ging los, um den anderen Hybriden zu suchen. Bedingt durch die Ausgangssperre wirkten die Korridore wie ausgestorben.

Der anderen Hybrid wurde in Ebene fünf, Sektion achtundzwanzig lokalisiert, also ziemlich in der Nähe.

Wir wurden allerdings gleich wieder gestoppt, da ich hörte, wie Carmen von Beatrix zurückgehalten werden musste, weil diese wieder beabsichtigte, mitkämpfen zu wollen. Ich versicherte Carmen, dass ich alle im Griff haben würde. Unerwartet bekam ich Unterstützung vom I'avêrésen, da er versicherte, dass sie ihm nicht mehr ihre Tapferkeit beweisen müsste.

Langsam und vorsichtig in jede Nische spähend gingen der I'avêrésen und ich den Korridor entlang. Plötzlich wechselte die Farbe aller Kontrollpanels neben den Türen wieder auf grün. Daran hätte ich eigentlich denken müssen! Der andere Hybrid hatte sich bestimmt Zugriff auf die Kontrollsysteme der Station beschafft. Der I'avêrésen schien den gleichen Gedanken gehabt zu haben und drückte auf seinen Kommunikator.

»Sofort Türen wieder verriegeln! Und Zugriffs-codes ändern!«, befahl er.

Eine Tür öffnete sich und eine Frau schaute heraus. Sie zuckte zusammen, als der I'avêrésen und ich unsere Waffen auf sie richteten.

»Entschuldigen Sie, Ma'am«, sagte der I'avêrésen. »DMS! Bitte gehen Sie in Ihr Quartier zurück; die Ausgangssperre ist noch nicht aufgehoben!«

Die Frau schloss die Tür wieder und kurz darauf hatten die Lichter endlich wieder von grün auf rot gewechselt. Das war noch einmal glimpflich verlaufen; der andere Hybrid hatte wahrscheinlich versuchen wollen, das allgemeine Durcheinander nach Öffnung aller Türen auszunutzen, um zu uns zu gelangen. Weitere Opfer – vor allem unbeteiligte Zivilisten – konnten wir wahrlich nicht gebrauchen.

Ich wies das Elektronengehirn an, aufend unsere Position und die Position des anderen Hybriden mitzuteilen. Wir befanden uns gerade in Ebene fünf, Sektion vierzehn, der andere Hybrid in Ebene fünf, Sektion zweiundzwanzig.

Leise sagte ich zum I'avêrésen: »Er ist im Zweier-Korridor, Sektion zweiundzwanzig.«

Weiterhin äußerst vorsichtig näherten wir uns dem Standort des Hybriden. Dann nahm ich die Schritte des Hybriden wahr. Ich hob eine Hand und gab das Zeichen zum Anhalten. Der I'avêrésé drehte seine Ohren nach vorne.

»Ich habe die Schritte auch gehört. Für einen Menschen haben Sie aber ein außergewöhnlich gutes Gehör.«

Bevor ich etwas erwidern konnte, gab der Hybrid einen Fernschuss auf uns ab, so dass sich ein Teil der Korridorwand im Nichts auflöste und den Blick auf Versorgungsleitungen freigab.

Der I'avêrésé stieß einen vom Elektronengehirn nicht übersetzbaren Fluch aus und fragte verärgert: »Wie viele von den Waffen gibt es eigentlich?«

Das war tatsächlich eine sehr gute Frage. Eigentlich sollten nämlich alle MBE-Waffen aufgrund des nach Kriegsende beschlossenen Abrüstungsabkommens vollständig verschrottet worden sein. Es musste sich aber jemand einen recht großen Bestand beiseite geschafft haben. Weil dies so unbemerkt über die Bühne gegangen war, musste jemand ganz weit oben mit daran beteiligt gewesen sein – oder dies zumindest gedeckt haben. Das Elektronengehirn lieferte laufend den Standort des anderen Hybriden.

Wir befanden uns nun Ebene fünf, Sektion zwanzig, der andere Hybrid in Ebene fünf, Sektion einundzwanzig. Er kam also immer näher. Wie aber konnte man einen Hybriden stoppen? Wir waren ja gerade für Kriegssituationen geschaffen worden, dass man uns nicht so leicht ausschalten konnte.

Den Vorschlag des Elektronengehirns, die Fernsteuerung zu aktivieren und dann einen Remote-Shutdown zu starten, lehnte ich ab. Das hatte zwar beim Hybriden auf der Erde geklappt, aber bei diesem hier funktionierte das garantiert nicht. Der hatte bestimmt noch mehr Firewalls um seine Kernsysteme als ich. Gab es Alternativen?

In den Tiefen der Projektakten fand sich dann tatsächlich der Hinweis, dass der Remote-Shutdown auch durch die beiden Not-Aus-Schalter in den Achselhöhlen aktiviert werden konnte. Diese mussten aber exakt zur gleichen Zehntelsekunde betätigt werden. Wieder ein interessantes »Osterei«, von dem ich noch nichts wusste! Ich wies diesen Vorschlag als undurchführbar zurück, da ich doch gar nicht dicht genug an ihn herankam. Das schaffte ich nicht, also fragte ich das Elektronengehirn, ob man man auch auf die Schalter schießen konnte.

Wenn die Schalter zur exakt gleichen Zehntelsekunde getroffen werden, dann löste dies ebenfalls den Remote-Shutdown aus, behaupteten die Projektunterlagen. Generell reichte der umliegende Bereich um die Achselhöhlen aus, aber die Stelle trotzdem sollte möglichst exakt getroffen werden. Ich merkte mir, wenn ich für mich eine kugelsichere Weste hätte entwickeln müssen, dann auf jeden Fall mit einer dicken Verstärkung im Schulter- und Achselbereich.

»Geben Sie mir bitte noch einmal Ihre Zweitwaffe«, bat ich den I'avêrésen.

Mit meiner Waffe in der rechten und der kleinen Zweitwaffe des I'avêrésen in der linken Hand ging ich hinter einem Wandvorsprung in Deckung. Mein Elektronengehirn lieferte mir nun laufend die millimetergenaue Position des anderen Hybriden.

»Geben Sie mir Feuerschutz«, sagte ich zum I'avêrésen.

Ich sprang aus der Wandnische heraus und gab dann meine zwei vom Elektronengehirn genau

synchronisierten Schüsse ab. Gleichzeitig feuerte der I'avêrèse in Richtung des Hybriden. Der Hybrid schoss zurück und der I'avêrèse sprang hoch. Er sprang aber nicht hoch genug, so dass der recht tief angesetzte MBE-Schuss noch einen Teil des Absatzes seines Kampfstiefels auflöste. Wiederum wurde eine Wand getroffen und die dahinter liegende Technik kam zum Vorschein. Der Hybrid fiel zu Boden und blieb regungslos liegen. An beiden Schultern stiegen kleine Rauchfähnchen von den Rändern der Einschusslöcher auf. Vorsichtig gingen wir auf den Hybriden zu, jederzeit bereit, sofort zu schießen. Der I'avêrèse trat dem Hybriden die Waffe aus der Hand. Rein äußerlich schien keine Bewegung vom Hybriden auszugehen.

Auch mein Elektronengehirn hatte jetzt keine Aktivität mehr außer des »Shutdowns« registriert.

Es hatte tatsächlich funktioniert. Ich sah diese Möglichkeit, einen Hybriden, also auch mich, so einfach ausschalten zu können, als sehr gefährliche Schwachstelle an. Sofort beauftragte ich mein Elektronengehirn, diese Art der Deaktivierung auf der Stelle stillzulegen. Der andere Hybrid trug einen sehr technisch aussehenden Rucksack, den ich ihm vorsichtig abnahm. Allem Anschein nach war das die Zeitmaschine für kurze Zeitsprünge, sozusagen eine »TMU light«.

Erneut erhielt der I'avêrèse seine Zweitwaffe von mir zurück. Da ihm ja ein Stück seines Stiefelabsatzes fehlte, humpelte er ein wenig, als er auf mich zuing.

Ich stellte fest: »Das war jetzt hoffentlich das letzte Mal, dass ich mir Ihre Waffe ausborgen musste.«

»Saubere Treffer!«, lobte der I'avêrèse. »Was seid ihr eigentlich für Leute?«

»Sagen wir mal so«, antwortete ich ausweichend, »wir sind zum Glück nicht mehr eure Feinde.«

Die uns als Verstärkung zugeordneten DMS-Soldaten, die sich aber auf meine Anordnung hin nicht direkt an der Ausschaltung des Hybriden beteiligt hatten, kamen nun auf uns zu, um uns bei der Festnahme des Hybriden zu unterstützen. Ich nahm Funkkontakt zu Marijke auf und teilte mit, dass wir Erfolg hatten und ich jetzt bereit war, zur Fähre nachzukommen. Vorher musste ich aber noch etwas erledigen. Über mein Elektronengehirn veranlasste ich eine weitere Überprüfung der Station auf weitere anwesende Hybriden, indem ich mich direkt in die Überwachungssysteme der Station einklinken konnte, aber es befand sich kein weiterer Hybrid an Bord.

Das war doch eine erfreuliche Nachricht. Vorher wollte ich mich aber vom I'avêrèsen verabschieden.

Ich ging zu ihm und sagte: »Sergeant, vielen Dank für alles.«

Der I'avêrèse salutierte. »Wie schon vorher bei Ihrer Zweitfrau. . . «

»Nein, nein. Tochter, Adoptivtochter, um genau zu sein«, unterbrach ich.

Er lachte, dass seine Kopfschuppen leise klapperten, und entgegnete: »Entschuldigung!«

Ich wusste gar nicht, dass I'avêrèsen auch lachen konnten, besonders Soldaten. Vielleicht war das Ganze auch nur antrainiert, um auf uns »menschlicher« wirken zu können.

Er wurde wieder ernst.

»Wie schon vorher bei Ihrer Tochter, war es mir auch hier eine Ehre, Sir.«

Ich zeigte ihm meine Ehrerbietung, indem ich wie ein I'avêrèse meine Hände mit den Handflächen nach außen vor der Stirn kreuzte und mich verbeugte. Er tat es mir gleich.

»Danke, Sir!«

Die anderen DMS-Soldaten hatten den anderen Hybriden ebenfalls auf einer Schwebetrage fixiert und transportierten ihn ab. Auch die MBE-Waffe wurde von den Soldaten sichergestellt. Endlich konnte ich mich auf den Weg zum Raumdock machen.

Die Fähre war ein kleines stellares Modell für zwanzig Passagiere. Marijke begrüßte mich freudig und war sehr verwundert, dass es noch größere Schiffe als das gab, mit dem wir aus der Vergangenheit gekommen waren. Ich machte es mir auf meinem Sitz bequem und zeigte ihr, wie sie aus dem in der Sitzlehne des Vordersitzes integrierten Fluggast-Informationen-System weitere Informationen und Bilder von noch größeren Schiffstypen abrufen konnte. Außerdem hatte sie noch keine großen militärisch genutzten Schiffe gesehen, wie Fregatten oder Kreuzer. Sie war natürlich sehr beeindruckt von Formen und Vielfalt der verschiedenen Raumschiffe.

Viel interessanter fand sie aber, dass es auch achthundert Jahre später noch vereinzelt Segelschiffe gab, die aber nur noch in der Freizeit genutzt wurden. Auch auf anderen Planeten mit großen Ozeanen gab es Segelschiffe. Besonders faszinierte sie die Tatsache, dass vollkommen unabhängig auf Lichtjahre voneinander entfernten Planeten ähnliche Konzepte zur Fortbewegung auf dem Wasser mittels Windkraft entwickelt wurden. Sie schaute noch auf mehrere Verkaufsseiten und kam zu dem Schluss, dass bei Freizeitbooten die Nachfrage wohl deutlich höher als das Angebot war.

»Wir könnten doch auch hier in den Schiffbau einsteigen«, meinte sie. »Das ist schließlich das Einzige, was ich halbwegs ordentlich beherrsche.«

Mit dem bescheidenen Geldvermögen, was ich besaß, konnte ich aber keine allzu großen Sprünge machen – und ich hatte ja jetzt auch eine Familie zu ernähren. Ich versuchte Marijke zu erklären, dass außerdem jetzt nach Kriegsende der Wiederaufbau vor Freizeitaktivitäten Vorrang hätte. Prinzipiell war das mit dem Schiffbau aber gar keine so schlechte Idee, die ich auf jeden Fall nicht vollkommen aus den Augen verlieren wollte.

Die beiden Mädchen hatten ähnliche Gedanken und waren schon dabei, Mode nähen und vertreiben zu wollen, welche klassische Schnitte und Naturstoffe als Basis haben sollte. Als ich nachfragte, gab Carmen zu, dass die Ärztin der Raumstation schlussendlich der Auslöser gewesen war, dies jetzt tatsächlich auch anzugehen. So vergingen die Stunden bis zur Ankunft auf der Erde recht kurzweilig und wir waren alle recht zuversichtlich, jetzt der unmittelbaren Gefahr entronnen zu sein. . .

Kapitel 6

Kabinett

1 Stützpunkt

2 Minister

56%

Das Ziel der Fähre war zwar ein nach Kriegsende stillgelegter, aber vom DMS noch weiter benutzter Militärstützpunkt in einer Wüste. Meine drei Damen, die zuvor am oder auf dem Wasser gelebt hatten, waren beeindruckt von der riesigen wasserlosen Fläche. Mehrere langgestreckte und flache Gebäude gruppierten sich um zwei große Hangars. Alle Gebäude hatten durch den Wüstenstaub mittlerweile die gleiche hellbraune Farbe wie die Umgebung angenommen.

Die Fähre schwebte langsam in einen der Hangars hinein und direkt hinter ihr wurden sofort die Tore geschlossen. Als wir aus der klimatisierten Fähre ausstiegen, traf uns die heiße und stickige Luft im Hangar wie ein Schlag ins Gesicht. Obwohl ich durch meine Implantate weniger empfindlich war, merkte ich doch den Temperaturunterschied deutlich.

Die Soldaten nahmen Haltung an, als sie den General erkannten, der mit uns aus der Fähre gestiegen war.

Der wachhabende Sergeant nahm Haltung an, salutierte und begrüßte ihn mit: »Willkommen in Camp Echo, Sir!«

Der General verabschiedete sich gleich wieder von uns und ging auf ein Luftauto zu, das im Hangar schon schwebend auf ihn wartete.

»Machen Sie unseren Gästen hier den Aufenthalt so angenehm wie möglich«, gab er dem Sergeant zu verstehen.

»Aber selbstverständlich, Sir!«

Der General bestieg das Luftauto, das Hangartor öffnete sich ein wenig und das Auto flog davon.

Wir wurden in ein an den Hangar anschließendes Gebäude geführt. Uns wurden zwei aneinander grenzende und durch einen gemeinsam benutzten Sanitärbereich verbundene Quartiere als vorübergehenden Aufenthaltsort zugewiesen. Das Gebäude und auch die Quartiere waren wieder klimatisiert und die Luft war deutlich angenehmer. Ich bezog mit Marijke einen Raum und

die beiden Mädchen bekamen den anderen. Nach Angaben des wachhabenden Sergeants sollten wir für die folgende Nacht dort untergebracht und dann am Folgetag zu ein Haus gebracht werden, das dem DMS von der Zeugenschutzabteilung des Innenministeriums zur Verfügung gestellt worden war.

Eine Soldatin vermaß uns mit einem tragbaren Scanner und brachte uns dann wenig später Waschzeug, Handtücher und passende frische Kleidung. Sie entschuldigte sich, dass es nur dunkelblaue Militäroveralls waren, aber der DMS-Stützpunkt war auf einen derartigen Spontanbesuch nicht unbedingt eingerichtet gewesen. Mir war das eigentlich egal, da ich schon seit einiger Zeit die Kleidung nicht mehr hatte wechseln können. Am schönsten war jedoch die Dusche. Ich hatte zwar hinter unserer Hütte im Piratendorf eine Art Dusche installiert, aber das war nicht wirklich ein Ersatz für ein richtiges Badezimmer mit fließend warmen und kaltem Wasser. Außerdem gab es – endlich – wieder eine richtige Toilette.

Als uns am nächsten Morgen das Frühstück serviert wurde, schaute Beatrix einmal zu viel auf eine attraktive Soldatin und wurde von Carmen zurechtgewiesen. Bereits direkt nach dem Frühstück wurden wir dann in das Haus verlegt. Wir saßen in einem Kleinbus mit getönten Scheiben und uns begleiteten zwei Luftautos von DMS als Eskorte. Der Konvoi verließ die Wüste und wir flogen in Richtung einer am Horizont auftauchenden Großstadt. Die Augen meiner drei Damen wurden immer größer, je näher die ersten Häuser kamen. Sie hatten ja bisher nur die Wüste um den Militärstützpunkt herum sowie Dörfer oder vielleicht auch einige Städte des sechzehnten Jahrhunderts kennengelernt. Durch den starken Bevölkerungszuwachs seit dieser Zeit waren aber sehr viele sehr große Städte entstanden. Vor allem durch die Erschließung interstellarer Kolonien konnte das Bevölkerungswachstum auf der Erde Anfang des zweiundzwanzigsten Jahrhundert aber einigermaßen eingedämmt werden. Und dann waren da noch die Bevölkerungsverluste aufgrund der Interstellaren Kriege. Dennoch waren die Städte meiner Ansicht nach immer noch viel zu dicht bevölkert; ich mochte nun einmal einfach keine großen Menschenansammlungen, da mir dort immer äußerst unwohl wurde. Ob diese leichte Agoraphobie durch meinen Umbau zum Hybriden jetzt endlich verschwunden war, konnte ich noch nicht nachprüfen, da ich sowohl während meines Krankenhausaufenthalts als auch im sechzehnten Jahrhundert noch keinen größeren Menschenansammlungen begegnet war.

Ich versuchte meinen Mitreisenden erläutern, dass zur Zeit etwa zwanzig Milliarden humanoide Lebensformen auf der Erde lebten. Dies entsprach in etwa dem vierzigfachen der Gesamtbevölkerung der Erde gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Davon waren etwa achtundneunzig Prozent Menschen und der Rest teilte sich in diverse außerirdische humanoide Lebensformen auf, ähnlich dem I'avérésen, dem wir auf der Raumstation begegnet waren. Marijke, die ein gewisses mathematisches Verständnis und damit auch ein Verständnis für große Zahlen hatte, zeigte sich beeindruckt und konnte die Größe der Städte jetzt besser verstehen.

Wir flogen über eine ausgedehnte Vorstadtsiedlung mit vielen gleich aussehenden Einfamilienhäusern hinweg. Die Häuser gruppierten sich in gleichmäßigen geometrischen Mustern um eine große Shopping-Mall herum, was aus der Luft durchaus seine ästhetischen Reize hatte. Der Kleinbus und die Begleitfahrzeuge schwebten in das größte Parkhaus dieser Shopping-Mall hinein. Nachdem eine Art Schleuse durchquert wurde, stoppten wir in einem abgetrennten Bereich mit privaten Parkplätzen. Wir stiegen aus und die Mitarbeiter des Zeugenschutzes führten uns durch mehrere Türen und Treppenhäuser in einen langen Tunnel. Ein DMS-Soldat erläuterte, dass dieser und auch andere Tunnel speziell für den Zeugenschutz angelegt worden

waren. Der Tunnel, den wir durchquerten, mündete in einen Keller eines Einfamilienhauses, so konnte man unbemerkt das Haus betreten oder verlassen.

Das nicht allzu große, aber für uns vier Personen vollkommen ausreichende Haus war vollständig eingerichtet. Auch Kleidung in allen Größen war vorhanden, was helle Begeisterung bei den Mädchen hervorrief und schlussendlich in eine hübsche Modenschau mündete. Die beiden sahen in der aktuellen Mode gar nicht einmal so schlecht aus.

Mit dem in jedem Raum installierten Informations-System konnten sich alle über aktuelle Ereignisse informieren. Der Vorfall auf der Raumstation wurde aber in keiner Nachrichtensendung erwähnt, was dafür sprach, dass alles sehr gut geheim gehalten werden konnte.

Alle drei Frauen waren ebenfalls über die Küche sehr begeistert, obwohl ich als bekennender Junkfood-Junkie (meine Implantate verarbeiteten jetzt nämlich auch ohne mir groß zu schaden das ungesündeste Essen, was mir sehr entgegen kam) zunächst eigentlich nicht vorhatte, frisch zu kochen. Daher wurden wasserentzogene Fertiggerichte im Ofen in etwa fünf Minuten hydriert und gebacken, was den dreien die erste Pizza ihres Lebens bescherte. Alle drei fanden den Komfort des Hauses äußerst beeindruckend. Verwundert reagierten sie aber darauf, als ich darlegte, dass dies eher der unterste Standard war und dass es noch wesentlich komfortablere Häuser gab. Den Mädchen gefiel nach anfänglicher Skepsis besonders das Herumkommandieren der diversen Hausroboter.

Für die nächste Zeit war dies nun unser Zuhause.

In der ersten Woche bekamen wir dann noch einmal Besuch vom DMS-Medizinbereich. Medizin-Nano-Roboter, die teilweise auf Molekularebene arbeiteten und auch beim »Einbau« meiner Implantate mitgewirkt hatten, immunisierten die Körper meiner drei Damen vollständig, da in der Medizinstation der Raumstation nur ein vorübergehender Schutz verabreicht werden konnte. Die Roboter bekamen darüber hinaus noch andere Aufgaben zugewiesen. So gab es eine komplette Porenreinigung des Körpers mit Kopfharpflege und kompletter Körperhaarentfernung sowie der Entfernung einiger großer Leberflecke. Die Roboter reinigten, richteten oder besserten Zähne aus und Beatrix' leicht schief stehende Wirbelsäule wurde entsprechend korrigiert (»meine Rückenschmerzen sind ja weg!«, meinte sie, als sie aus der Narkose aufwachte und auf Anweisung des Arztes ein paar Schritte hin und her gehen musste). Als heimlich von mir veranlasst Bonus bekam Marijke noch eine Bruststraffung, was aber unter uns blieb. In dieser Form »überarbeitet« und in aktueller Mode gekleidet waren alle drei nicht mehr von Frauen aus dem vierundzwanzigsten Jahrhundert zu unterscheiden.

Auch mich unterzogen die Roboter einer gründlichen Untersuchung, die ergab, dass ich den Ausflug in das sechzehnte Jahrhundert unbeschadet überstanden hatte. Weiterhin wollte ich mich aber von den Update-Servern abgekoppelt lassen.

Auch wenn jetzt die schönen Momente mit meiner Familie die Oberhand gewonnen hatten, so wohnten wir doch immer noch in einem Haus der Zeugenschutzabteilung und wir waren eigentlich immer noch in Gefahr. Ich war einer der Zeugen, wenn nicht der wichtigste, die über das Zeitreise-Projekt genauestens Bescheid wussten und entsprechend wertvoll waren, um diverse Leuten endlich einmal grundsätzlich in die Schranken verweisen zu können.

Währenddessen hatte das Parlament aufgrund der Vorfälle auf der Raumstation mit recht großer Mehrheit der Einrichtung eines Untersuchungsausschusses zugestimmt. Der Premierminister war sichtlich verärgert darüber, dass auch Abgeordnete aus seiner Regierungskoaliti-

on für die Einrichtung des Ausschusses gestimmt hatten. Es waren mehrere Anhörungstermine im Untersuchungsausschuss unter strengsten Sicherheitsvorkehrungen in einem Nebentrakt des Parlamentsgebäudes angesetzt worden. An mindestens zwei dieser Termine sollte ich teilnehmen, mich einer Befragung unterziehen und meine Aussagen machen.

Zu diesen Terminen wurde ich unter schwer bewaffneter Begleitung von Mitarbeitern des Zeugnenschutzes den üblichen Weg durch den Tunnel in das Parkhaus der Shopping-Mall gebracht, nicht ohne jedes Mal mich ausgiebig von meiner Familie zu verabschieden. Von dort ging es mit Luftautos auf immer wechselnden Routen in das Untergeschoss eines Gebäudes im Regierungsviertel, von dem aus durch lange unterirdische Gänge und Treppenhäuser der Nebentrakt des Parlamentsgebäudes erreicht wurde.

Durch (nicht nur meine) Aussagen sowie die allgemeine Beweisaufnahme im Untersuchungsausschuss konnten bereits mehrere Razzien und Festnahmen erfolgreich durchgeführt werden, wobei auch einiges an zusätzlichen Beweismitteln sichergestellt wurde. Unter den Festgenommenen befanden sich auch drei Hybride, die dank meiner Hilfe unter Deaktivierung ihrer Elektronengehirne ohne Gegenwehr in Gewahrsam genommen werden konnten. Durch diese, teilweise spektakulären und teilweise in aller Öffentlichkeit stattgefundenen, Aktionen ließen sich die Tätigkeiten des Untersuchungsausschusses nicht mehr unbedingt vollständig geheim halten. Dies hatte zur Folge, dass immer abstrusere Spekulationen und Verschwörungstheorien in der Presse auftauchten. Das Thema »Zeitreisen« hatte aber, glücklicherweise, bisher noch niemand angerissen. Der General sagte nach der Sitzung zu mir, dass sie im Generalstab gerade eine glaubwürdige Geschichte zusammenstellen und den Medien zuspieren wollten, um auch weiterhin davon ablenken zu können.

Die sichergestellten Beweise und die »Befragungen« der Hybride (wobei es sich eher um das Extrahieren von Daten aus ihren Elektronengehirnen handelte), deuteten immer mehr darauf hin, dass die Drahtzieher »ganz oben« in der Regierung beschäftigt sein mussten. Meiner Ansicht nach kamen als Hauptverdächtige eigentlich nur der Wissenschafts- und der Verteidigungsminister in Frage.

Die Taktik des von einer Oppositionspartei gestellten Ausschussvorsitzenden war, diese Hauptverdächtigen zu einer unvorsichtigen Äußerung hinreißen zu lassen. Und dann machte der Wissenschaftsminister, welcher der zweitgrößten Regierungspartei angehörte, genau diesen entscheidenden Fehler. In einer Fragerunde untermauerte der Oberste Befehlshaber des DMS, der mir schon bekannte General, seine Aussagen mit diversen Projektunterlagen, die ich im Elektronengehirn des von mir im sechzehnten Jahrhundert überwältigten Hybriden gefunden hatte.

»Stop!«, unterbrach der Wissenschaftsminister den General wirsch.

Sofort wurde er seinerseits unterbrochen, und zwar vom Ausschussvorsitzenden. Dieser fragte mit einem genau passenden süßlichen Unterton: »Herr Minister, Sie sind eigentlich noch gar nicht an der Reihe; Ihre Sprechzeit ist sowieso schon fast aufgebraucht. Möchten Sie trotzdem unverzüglich eine Wortmeldung zum Thema abgeben?«

»Ja, diese Unterlagen sind strengstens vertraulich!«, polterte er. »Herr General, wo haben Sie diese her? Sie dürfen sie gar nicht besitzen!«

Der General klippte seinen am Uniformjackenrevers hängenden Dienstausweis ab, drehte ihn mit demonstrativer Langsamkeit um (was die Gesichtsfarbe des Ministers ein paar Rotschattierungen dunkler werden ließ), schaute ihn an und erwiderte trocken: »Also hier steht, dass ich

der Oberste Befehlshaber des DMS bin. Es sei mir daher sicherlich gestattet, dass ich Einsicht in jegliche die Militärsicherheit betreffenden Projektunterlagen haben sollte – oder?«

Das Protokoll notierte später eine »leichte Unruhe im Saal«.

Der Ausschussvorsitzende und ich schauten uns an. Ich konnte mir ein breites Grinsen nur mühsam verkneifen. Die Taktik, auf die Arroganzkarte zu setzen, war voll aufgegangen. Der Wissenschaftsminister hatte somit indirekt die Echtheit der Projektunterlagen bestätigt, vor allem meine im Elektronengehirn gesammelten Beweise waren nun nicht mehr wegzudiskutieren.

Ich schaute hinüber zum Verteidigungsminister, der fast vollständig seine Gesichtsfarbe verloren hatte, dafür tendierte die Gesichtsfarbe des Wissenschaftsministers ins Violette. Dieser hatte wohl jetzt bemerkt, dass er sich gerade ganz furchtbar ungeschickt verplappert hatte. Er versuchte sich zwar noch herauszureden, aber der Ausschussvorsitzende bestand auf einer wahrheitsgemäßen Aussage, da alle am Untersuchungsausschuss Beteiligten unter Eid standen – und nicht nur die gerade befragte Person. Dazu konnte man eigentlich nichts mehr sagen, ohne unhöflich zu sein.

»Eigentlich müssten Sie als Minister die entsprechende Geschäftsordnung doch kennen«, legte der Ausschussvorsitzende nach, dem es offensichtlich Spaß zu machen schien, seinem politischen Gegner eins auszuwischen.

Auf einen schon am Boden Liegenden sollte man zwar nicht noch einmal nachtreten, aber der in den bisherigen Sitzungen ausschließlich durch arrogante Überheblichkeit aufgefallene Minister hatte es wahrlich verdient. Schade, dass diese Sitzung des Ausschusses nicht in den Medien übertragen wurde, es hätte sensationelle Einschaltquoten gegeben.

Der Minister hatte offenbar das, was einer meiner ehemaligen Vorgesetzten einmal als »Machtdachschaden« bezeichnet hatte. Entweder Macht zu haben ließ ihn so werden oder er besaß diesen Schaden bereits. Wahrscheinlich musste man als hochrangiger Politiker diese Art des Schadens haben, um auf so einen Posten zu kommen. Ich dagegen hätte so ein Amt niemals bewältigen können, vielleicht höchstens als Verkehrs- oder Marineminister in der Segelschiffzeit, aber sonst auch nichts, Piratenkapitän vielleicht noch.

Um ihrer Amtsenthebung zuvorzukommen, traten beide Minister innerhalb der nächsten zwei Stunden zurück. Die Oppositionsführer verlangten daraufhin eine Sondersitzung des Parlaments und dass die Ergebnisse des Untersuchungsausschusses öffentlich gemacht werden sollten. Weiterhin wurden an die Medien aber nur möglichst unverfängliche Informationen weitergegeben. Das Thema »Zeitreisen« war daher in der Öffentlichkeit auch weiterhin kein Diskussionsgegenstand.

Nach noch zwei Sitzungstagen hatte dann der Untersuchungsausschuss genug Beweise für einen anschließenden Prozess gesammelt. Der Prozess sollte vor dem obersten Staatsgerichtshof und nicht als Militärgerichtsprozess stattfinden, so hatte es die Opposition durchgesetzt. Er fand trotzdem unter Ausschluss der Öffentlichkeit hinter verschlossenen Türen statt, vor allem auch, um den Friedensvertrag des Zweiten Interstellaren Krieges nicht zu gefährden.

Ich war nun vollkommen in der Gegenwart angekommen und auch noch mitten drin in der Politik, obwohl ich Politik eigentlich abgrundtief verabscheute. Schon alleine wenn ich diese aalglatten Berufspolitiker sehen musste, wurde mir übel. Viel lieber hätte ich entweder Piraten-

schiffe modernisiert oder andere Segelschiffe konstruiert.

Der Rücktritt der zwei Minister löste eine Regierungskrise aus und es wurde im Parlament von der Opposition die Vertrauensfrage gestellt. Im Parlament kam es zu tumultartigen Szenen, nachdem der Premierminister die Wahl äußerst knapp mit 56 Prozent Gegenstimmen verloren hatte. Da er keine tragfähige Mehrheiten mehr hatte, wurden unter Umständen sogar Parlamentsneuwahlen in Aussicht gestellt.

Ich hatte diese Lawine losgetreten, was mir schon sehr unangenehm war. Wer aber konnte von sich schon behaupten, im Prinzip ganz alleine eine Regierungskrise mit Neuwahlen ausgelöst zu haben? Hier und heute in der Zukunft oder Gegenwart, also auf jeden Fall nicht mehr in der Vergangenheit, galt die mir selbst auferlegte »Oberste Direktive« nicht mehr, was allerdings nicht unbedingt bedeuten sollte, dass ich jetzt gleich auf diese Art und Weise massiv in das Zeitgeschehen hätte eingreifen müssen. . .

Im anschließenden Prozess wurde alles noch einmal aufgerollt, aber da die Beweise schon lückenlos vorlagen, dauerte der Prozess nur vier Verhandlungstage und ich musste nur noch einmal kurz aussagen.

Das Ergebnis fiel eindeutig aus. Wegen Hochverrats zur Vorbereitung eines Angriffskrieges, Verstoß gegen das Friedensabkommen des Zweiten Interstellaren Krieges sowie gegen andere Gesetze wurden diverse Personen zu langjährigen Haftstrafen verurteilt. Die Hauptbeteiligten bekamen aufgrund der Schwere ihrer Taten teilweise sehr verschärfte Haftbedingungen. Die Minister kamen in verschiedene Haftanstalten in Einzelhaft, die Hybriden wurden in einem Schwerelosigkeitsgefängnis in der Umlaufbahn eines nicht näher benannten Planeten ruhig gestellt.

Mein Name wurde zwar erwähnt – was sich leider nicht vermeiden ließ –, aber nur in meiner Rolle als Lieutenant und nicht als Hybrid.

Es war endlich vorbei! Dankend nahm ich das Angebot an, mit allen Ehren vorzeitig aus dem Militärdienst ausscheiden zu können. Wieder eher peinlich war mir die Tatsache, dass mir noch der höchste Tapferkeitsorden verliehen wurde, so dass ich wiederum im Rampenlicht stehen musste. Aber auch hier wurde der Begriff »Hybrid« mit keiner Silbe erwähnt. Mir wurde außerdem ein recht hoher Geldbetrag als Abfindung und Schmerzensgeld zugesprochen, so dass ich zusammen mit meinen drei Damen ein neues und finanziell abgesichertes Leben beginnen konnte. Dieses bestand aus einem schönes Haus in einer landschaftlich schönen Gegend und es blieb auch noch ein wenig Startkapital für die Naturmodeherstellung der beiden Mädchen übrig. Den Segelschiffbau behielt ich aber noch weiterhin im Hinterkopf.

Um eines konnte ich mich auch endlich kümmern, nämlich nachzusehen, was genau für Änderungen ich eigentlich in der Zukunft verursacht hatte. Ich ließ mein Elektronengehirn aktuelle politische Landkarten mit denen vergleichen, die ich aus der ursprünglichen Zeitlinie gespeichert hatte. Es begann bei der Insel Grenada, ging weiter entlang der Antillen, um dann den Suchradius von der Karibik aus auf das Festland zu erweitern.

In den Kleinen Antillen selbst gab es keine Änderungen. Ich beschloss daher, es weiter südlich zu versuchen. Die erste große Änderung war dann auf dem südamerikanischen Festland zu verzeichnen: Ein separates Land namens »Venezuela« gab es nicht, statt dessen war Britisch-Guyana deutlich größer und schloss das Gebiet von Venezuela mit ein. Ich wertete das als Indiz dafür, dass dort die Spanier nicht Fuß fassen konnten und dafür die Briten die Oberhand

bekommen hatten.

Die nächste Änderung noch etwas weiter südlich verursachte in mir einen kleinen Schock. Brasilien war offensichtlich vor der Unabhängigkeit britisch und nicht portugiesisch gewesen. Guyana hatte einen britischen Brückenkopf bei der Eroberung des Amazonasgebiets gebildet und so konnten die Portugiesen zurückgedrängt werden. Ich bemerkte das schon anhand der englischen Städtenamen, als ich die Landkarte anschaute. São Paulo hieß jetzt »St. Paul« und Rio de Janiero hatte den Namen »Jane Bay« bekommen. Unbeabsichtigt hatte ich somit einen historischen Fehler korrigiert, da der erste Portugiese, der dort an Land ging, die Bucht ursprünglich für eine Flussmündung gehalten hatte.

Die Mitnahme meiner drei Damen in die Zukunft hatte aber offensichtlich keine weiteren Auswirkungen gehabt; zumindest konnte ich in diversen Ahnenlinien nichts finden. Auch spontane Entwicklungssprünge in Bezug auf den niederländischen Schiffbau im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert waren nicht festzustellen. Es war wohl tatsächlich so gewesen, dass alle drei wahrscheinlich getötet worden wären, wenn ich sie nicht gerettet hätte. Auch konnte ich nichts über eine Piratenlegende eines großen blonden Kämpfers finden, was mich doch in gewisser Weise erleichterte. Glücklicherweise wurde auch nirgends ein Forschungsreisender namens *Johannes von Eysenbruch* erwähnt. Es fehlten ebenfalls Hinweise darauf, dass irgendwann einmal merkwürdige und offensichtlich »aus der Zukunft« stammende Raumschiffteile auf dem Meeresgrund vor einer Karibikinsel gefunden worden waren. Wahrscheinlich waren die einzelnen Teile über die Jahrhunderte von Korallen, Seeanemonen oder Ähnlichem besiedelt worden und so praktisch nicht mehr von anderen Bereichen des Meeresgrunds zu unterscheiden.

Ein Unsicherheitsfaktor blieben allerdings die im Ersten Interstellaren Krieg vernichteten Daten, aber daran konnte ich jetzt auch nichts mehr ändern.

Aber lediglich ein Mensch aus der Zukunft hatte lediglich eine Piratengruppe in der Karibik technisch leicht modernisiert und dies hatte so gravierende politische Auswirkungen gehabt! Es beruhigte mich nur leicht, dass es wenigstens den Begriff »Lateinamerika« noch gab.

Der »Schmetterlingseffekt«! Nicht ohne Grund waren Zeitreisen in die Vergangenheit strengstens untersagt. . .

Kapitel 7

Epilog

2 Unternehmen

12 Aufträge

1 Familie

Dreieinhalb Jahre später setzte mich ein Lufttaxi vor meinem Haus ab. Ich bezahlte das Taxi, indem ich meine Paycard gegen die markierte Stelle an der Trennscheibe zum Fahrersitz hielt. Der Taxifahrer lud mein Gepäck aus und stellte es vor die Stufen, die zum Hauseingang führten. Er bedankte sich, startete und flog dann in Richtung Süden davon.

Ich nahm mein Gepäck, stieg die Stufen zum Eingang herauf und verband das Elektronengehirn mit den Haussystemen, so dass es mich authentifizieren konnte. Sofort öffnete sich auch automatisch die Haustür. In Situationen wie dieser genoss ich es einfach, ein Hybrid zu sein und keinen wie auch immer gearteten Schlüsseln verwenden zu müssen. Ich stellte das Gepäck im Hausflur ab und ließ mir Marijkes Position geben, welche sich auf der seeseitigen Terrasse befand.

Seit etwa einem Jahr wohnten wir nun in diesem direkt an einem großen See gelegenen Haus. Eigentlich waren es zwei Doppelhaushälften, wobei die eine Hälfte der Privatbereich und die andere Hälfte Werkstatt und Büroräume waren. Wir waren nämlich jetzt wie geplant in den einige Jahre nach Kriegsende immer stärker auflebenden Freizeitmarkt eingestiegen und bauten oder restaurierten Schiffe. Diese waren natürlich keine Raumschiffe (wobei ich mir diese Option immer noch offen hielt), sondern Schiffe, die sich auf einem Gewässer bewegen konnten. Genauer gesagt, handelte es sich um Freizeitsegelboote und -schiffe. Wir waren der einhelligen Meinung, dass der jetzt schon spürbar anziehende Markt eines Retro-Schiffbaus noch weitere Steigungen erfahren würde, wenn die Bevölkerung nach der Erholung der Wirtschaft auch wieder zu Wohlstand gekommen war. Es war nämlich eine Tendenz zur Einfachheit zu erkennen und Medien stellten einen zunehmenden »Retro-Trend« fest. Das hieß nichts anderes, als dass viele Leute in dieser übertechnisierten Gesellschaft wieder etwas zurückschalten und etwas nur mit ihrer eigenen Muskelkraft machen wollten. Klassischer Segelschiffbau mit leichten modernen Adaptionen passte nahezu perfekt in diesem Markt. Und was noch besser passte, war die Tatsache, dass mit Marijke eine ausgewiesene Expertin auf diesem Gebiet vorhanden war. Das Geschäft lief mittlerweile für unser neu gegründetes Unternehmen namens *ReYacht, Inc.* mehr als gut, so dass wir uns dieses große Haus leisten konnten. Die Firma hatte seit Kurzem

auch zwei Niederlassungen auf anderen Planeten mit großen Wasseranteilen gründen können.

Von einem Besuch so einer Niederlassung war ich gerade zurückgekehrt und hatte immerhin zehn – hoffentlich ertragreiche – Aufträge mitgebracht. Ich war für ReYacht, Inc. als Berater und Verkäufer unterwegs, um diesen boomenden Markt bedienen zu können. Wenn man Gerüchten Glauben schenken konnte, war ich als knallharter, aber auch fairer Verhandlungspartner bekannt. Was ich natürlich zu meinem Vorteil – und zum Vorteil der Firma – nutzen konnte, waren meine besonderen Fähigkeiten als Hybrid. Somit konnte ich auch auf kleinste Veränderungen in Gestik, Mimik und Sprache meines Gegenübers sofort reagieren, sogar immer besser auch bei nicht-humanoiden Lebensformen. Die umfangreiche Datenbank meines Elektronengehirns und dessen Rechenkünste ließen mich auch immer direkt auf Änderungswünsche oder Ähnliches reagieren. Niemand konnte allerdings wissen, dass ich ein Hybrid war, da das Projekt immer noch strengstens geheim gehalten wurde. Nach meinem Ausscheiden bei der Raumflotte hatte ich somit ein neues und hochinteressantes Betätigungsfeld für mich finden können. Meine Expertise im Holzbootsbau, welche ich mir auf dem Piratenstützpunkt angeeignet hatte, kam mir hier sehr zugute.

Die Leitung der Niederlassung auf dem Planeten I'avêr hatte ein alter Bekannter von mir übernehmen können, und zwar der I'avêrése, mit dem ich damals auf der Raumstation gegen den anderen Hybriden gekämpft hatte. Er war von der Reduzierung der Truppenstärke aufgrund der Abrüstungsabkommen betroffen, brauchte einen Job im zivilen Sektor und ReYacht, Inc. brauchte eine vertrauenswürdige Person vor Ort. Die Besetzung des Postens war also eine klassische Win-Win-Situation. Außerdem war er ein besonderes Exemplar seiner Spezies, denn er konnte nicht nur wie ein Soldat seine Augenfarbe nicht nach Gefühlslage ändern, sondern er hatte sich weiterentwickelt und konnte seine Augenfarbe beliebig ändern. Im geeigneten Moment eingesetzt, konnte er damit Geschäftspartner in die richtige Richtung beeinflussen. Mir kam es so vor, als ob ihm dies sichtlich Spaß machte – falls I'avêrésen überhaupt so etwas wie Freude und Spaß empfanden. Mein neues Aufgabengebiet vollkommen außerhalb des Militärischen war jetzt schon sehr aufregend und machte mir ebenfalls viel Spaß.

Ich überprüfte die neu eingegangenen Nachrichten. Ein Mann mit arabisch klingendem Namen hatte einen bestimmten historischen Schiffstyp, eine Dhau, bestellt. Die niederländische Lokalregierung hatte Marijke angefordert, um bei der Restaurierung eines »Skûtsje«, eines niederländischen Segelschiffes, zu helfen. Auch in meiner Abwesenheit waren also wieder zwei hübsche Aufträge für ReYacht, Inc. eingegangen, die den angenehmen Nebeneffekt hatten, unser Angebot an Schiffstypen um zwei weitere ergänzen zu können. Eine Stofflieferung für das immer noch existierende Modeunternehmen der Mädchen war fälschlicherweise an ReYacht, Inc. geliefert worden. Dieses Unternehmen war ebenfalls ein voller Erfolg und hatte sich mittlerweile zum Selbstläufer entwickelt.

Carmen kam aus der Küche und hatte zwei große Becher mit einer dunkelvioletten Flüssigkeit in der Hand.

»Hallo Carmen«, sagte ich zu ihr, nahm sie in den Arm und gab ihr einen Kuss auf die Stirn.

Aufgrund der warmen Temperaturen war sie wieder äußerst aufreizend gekleidet, wahrscheinlich auch, um ihrer Freundin zu gefallen. Zu einem aus nur wenig Stoff bestehenden bikiniartigen Oberteil trug sie sehr enge Hot Pants. Carmen war die erste meiner drei Damen, die sich vollständig an Mode und Gepflogenheiten hier »in der Zukunft« angepasst hatte.

»Hallo Papa!«

Sie wusste ganz genau, dass ich diese Anrede nicht mochte, also revanchierte ich mich mit einer Anrede, die sie nicht mochte.

»Hallo Süße, da ist schon wieder Modestoff zu ReYacht, Inc. gekommen; passe nächstes Mal bitte etwas mit der Lieferadresse auf. Und wo wir gerade bei ReYacht, Inc. sind: Ein Kunde möchte einen bestimmten Segeltyp haben. Irgend etwas, was es früher einmal auf seinem Planeten gab. Du musst dann einmal schauen, inwiefern man das dann mit einem modernen Fall- und Schotensystem kombinieren könnte. Ich habe die Rohentwürfe bereits in die Planungssoftware hochgeladen. Bea fällt bestimmt gleich etwas dazu ein.«

Sie grinste. Einmal am Tag mussten wir unseren »Running Gag« bringen.

Carmen und Beatrix waren die Segelmacherinnen bei ReYacht, Inc., und besonderes Beatrix ging vollkommen in ihrer Arbeit auf. Durch ein Fenster sah ich, wie sie ein großes buntes Segel auf der Rasenfläche vor dem Haus ausbreitete.

Ich zeigte auf die violette Flüssigkeit und fragte: »Was ist das denn?«

»Waldfrucht-Vanille-Milkshake. Sehr lecker! Und selbst gemacht!«, antwortete sie. »Das mit dem Stoff muss Bea gewesen sein; ich hatte in letzte Zeit nichts bestellt. Und das mit dem Segel dürfte zu machen sein.«

»Lass' doch einen Roboter den Milkshake machen!«

»Nein, das mache ich lieber selber.«

»Also mit Liebe gemacht?«

»Genau!«, bestätigte sie und zeigte ein strahlendes Lächeln.

Zusammen gingen wir auf die Terrasse hinaus. Marijke saß am Tisch und hatte den großen 3D-Planungsrechner vor sich liegen. Vor ihr schwebten sich langsam drehende Takelageteile in der Luft. Ich steckte meinen Kopf durch einige Segel hindurch und begrüßte Marijke mit einem langen Kuss auf den Mund. Immer wenn sie sich vorbeugte, konnte ich noch tiefer in ihr weit ausgeschnittenes Sommerkleid sehen, was ich mit einem weiteren Kuss direkt in ihr Dekolletée quittierte. Sie meinte daraufhin lachend, dass sie jetzt nicht abgelenkt werden wollte, und schob mich sanft zur Seite. Irgend etwas war anders, nicht mit Marijke, aber dennoch. Mein Elektronengehirn kam mir zu Hilfe und stellte fest, dass es einen neuen Sonnenschirm gab.

Wieder einmal beglückwünschte ich mich, dass mein Elektronengehirn auch eine Art »Fett- napf-Vermeidungsfunktion« darstellte. Jeder konnte sich ja ausmalen, wie schwierig das mit Frauen sein konnte – und ich hatte drei davon. Ich schaute nach oben. Ein riesiger Sonnenschirm schwebte über der Terrasse, die ganze Terrassenfläche beschattend. Das »Schweben« war tatsächlich wörtlich zu nehmen, da er lediglich von mehreren recht dünnen Leinen auf seiner Position gehalten wurde. An seiner Unterseite befand sich außerdem ein kleiner schwarzer Kasten, der fast unmerklich, aber dennoch für meine Implantate bemerkbar, sumnte und den das Elektronengehirn als Schwebereinheit eines Luftkraftfahrzeugs identifizierte.

»Nicht schlecht. Die Idee mit der Schwebereinheit gefällt mir ausgesprochen gut«, meinte ich.

»Der ist seit vorgestern da, und der erste Prototyp«, erklärte Marijke. »War mal wieder so ein Projekt meiner Mädchen.«

Ein schwebender Sonnenschirm war tatsächlich keine so schlechte Idee. Ich plante sowieso eine Ausweitung des Angebotsumfangs unser zwei Unternehmen, um nicht zu hundert Prozent abhängig von Kleidung und Wasserfahrzeugen zu sein. Davon hatte ich meinen Mädchen zwar noch nichts erzählt, aber mit dem Schwebeschirmdings kamen sie mir erfreulicherweise zuvor.

Marijke ergänzte: »Das Schwebemodul, oder wie das heißt, haben die Beiden von irgend einem Schrottplatz geholt und dann den Schirm um das Teil herum gebaut.«

Mein Elektronengehirn registrierte, wie Beatrix mich aus der Ferne anschaute. Ich winkte, deutete auf den Sonnenschirm und streckte den Daumen nach oben. Das Mädchen grinste breit und winkte zurück. Nicht nur Carmen hatte sich schnell und erfolgreich adaptiert, vor allem Beatrix sog förmlich sämtliches technisches Wissen begeistert in sich auf. Ich war immer wieder erstaunt, wieviel brachliegendes Potential ich in meinen drei Damen wecken konnte.

Der Fettnapf war also erfolgreich umschifft und ich gab Marijke zu verstehen, dass ich mich erst einmal umziehen wollte. Auf dem Weg in das obere Stockwerk ließ ich mein Elektronengehirn erst einmal im Hintergrund ein wenig Marktforschung zu schwebenden Sonnenschirmen ohne Stützen betreiben.

Nicht mehr in Businesskleidung und nur noch mit T-Shirt und Shorts bekleidet fühlte ich schon bedeutend wohler. Die Recherchen des Elektronengehirns hatten ergeben, dass niemand schwebende Sonnenschirme herstellte und auch kein Patent darauf existierte. Die »Kriegskasse« von ReYacht, Inc. war ausreichend gefüllt und so konnte ich es riskieren, einen größeren Betrag in die Patenterstellung und -anmeldung sowie in die Entwicklung eines serienreifen Produkts zu investieren. Die Mädchen würden begeistert sein, da war ich mir sicher.

Ich holte eine Flasche Ginger Ale aus dem Kühlschrank, setzte mich neben Marijke auf die Terrasse und schaute auf den See hinaus. Der See war durch einen Kanal mit dem Meer verbunden, so dass wir dadurch auch weltweit ausliefern konnten. Die Schiffsmaße waren im Prinzip nur beschränkt durch die Länge und Breite der Schleusen; so große Exemplare hatten wir aber bisher noch nicht in Auftrag bekommen. Unsere ersten Auslieferungen an Kunden außerhalb der Erde hatten den üblichen Behördenmarathon erfordert, bis wir alle Genehmigungen beisammen hatten. Dann aber konnten teilweise recht exotische außerirdische Raumschiffe direkt vor unserem Steg auf dem Wasser landen, um eins oder mehrere von unseren Schiffen in Empfang zu nehmen. Dies sorgte regelmäßig für viele Schaulustige zu Land und zu Wasser, was ich als kostenlose Werbung für ReYacht, Inc. ansah.

Die nächste Auslieferung ging aber an einen Kunden auf der Erde, und nur geringer Verkehr herrschte auf der Luftstraße, die in einiger Entfernung den See überquerte. Das anstehende Wochenende und die warme Witterung hatten den See aber schon gut mit Freizeitbooten gefüllt, und ich konnte mir ungefähr vorstellen, wie voll es in den nächsten Tagen werden würde. Zwei Drittel aller auf dem See erkennbaren Segelboote identifizierte mein Elektronengehirn als von ReYacht, Inc. neu gebaut oder restauriert.

Ich wandte meinen Blick zu den Mädchen. Etwas Milkshake war an Carmens Kinn heruntergelaufen und Beatrix begann, das Kinn abzulecken, was in einen leidenschaftlichen Zungenkuss mündete. Neben mir war Marijke immer noch in ihre Schiffskonstruktion vertieft. Alle drei sahen glücklich und zufrieden aus. Vom Haus aus führte ein Weg aus hellbraunen Natursteinen zu einem Steg, an dem zwei unser mittelgroßen Segelyachten vertäut waren. Auf einer Yacht war gerade einer meiner Bootstechniker mit der Vervollständigung der Ausrüstung

beschäftigt, da diese in den nächsten Tagen an einen Kunden ausgeliefert werden sollte. Das andere Schiff sah im Vergleich dazu recht unvollständig aus, denn es fehlten noch die Masten, deren Lieferung aber schon für die nächste Woche angekündigt worden war.

Das war jetzt also mein neues Zuhause und meine neue Familie.

Hier fühlte es sich fast so an wie in einem Ferienort an einem See, so dass ich eigentlich nicht wirklich in den Urlaub fahren musste. Dennoch wollte ich mit meinen drei Damen einmal die Insel Grenada besuchen, um nachzusehen, wie es heute dort aussieht. Nicht dass ich hoffte, dort noch Überbleibsel meiner Anwesenheit im sechzehnten Jahrhundert zu finden, aber meinen Recherchen nach hatte sich der Piratenstützpunkt zu einem kleinen Fischerort entwickelt. Das war wohl etwas, an dem ich nicht ganz unschuldig war. Der Stützpunkt hätte zwar auch nach meinem Weggang verlassen oder doch noch von den Spaniern zerstört und nicht wieder aufgebaut worden sein, aber es sah so aus, als ob er mehrere Jahrhunderte lang ständig besiedelt war.

Ich nahm einen großen Schluck aus der Flasche, lehnte mich entspannt im Gartensessel zurück und schaute zwei Wasservögeln nach, die den See in niedriger Höhe überflogen. Bevor ich es verhindern konnte, kam mir das Elektronengehirn in seiner unnachahmlichen besserwisserischen Art dazwischen und stellte fest, dass es sich um Heringsmöwen handelte.

So einfach kam es mir aber nicht davon, denn ich wollte das letzte Wort haben.

Da mein Elektronengehirn keine Erinnerungen löschte, konnte ich mich noch präzise daran erinnern, was mir nach dem ersten Zeitsprung in die Vergangenheit durch den Kopf gegangen war: Es hätte eigentlich wesentlich schlimmer kommen können. Das stimmte so eigentlich nicht mehr, es hätte gar nicht besser kommen können. Die zwangsweisen Sprünge durch Raum und Zeit hatten fast ausnahmslos positive Folgen gehabt, denn von allen drei erlebten Zeitlinien war diese die für mich angenehmste.

Wie es jetzt in den beiden anderen parallelen Zeitlinien aussah, hätte ich mir ansehen können, da die Linien auf Quantenebene miteinander verschränkt waren. Ich hatte ein wenig in den noch unerforschten Regionen meines Elektronengehirns herumgestöbert – jetzt hatte ich ja genug Zeit dafür. So stieß ich auf eine Funktion, die es mir gestattete, zwischen verschiedenen Zeitlinien bewusst zu wechseln, also war nicht nur der unbewusste Wechsel aufgrund von Notsituationen möglich. Über den militärischen Nutzen dieser Funktion (und dafür war diese wahrscheinlich programmiert worden) wollte ich mir jetzt hier aber keine tieferen Gedanken machen. Außerdem könnte meine neue Familie in anderen Zeitlinien entweder verletzt oder tot sein – oder gar nicht existieren.

In der nächsten Zeit musste ich mich sehr dringend nach einer Möglichkeit zum Deaktivieren dieser Funktion umsehen, um diese nicht unabsichtlich auszulösen. Das Elektronengehirn konnte diese Aufgaben im Hintergrund übernehmen.

Ich war ja weiterhin ein Cyborg, Android, Mensch-Maschine, bionischer Mensch oder offiziell: Hybrid.

Es gab viele Bezeichnungen für jemanden wie mich.

Anhang A

Lizenz etc.



Dieses Werk ist unter einem Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivs 3.0 Unported Lizenzvertrag lizenziert. Um die Lizenz anzusehen, gehen Sie bitte auf <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/> oder schicken Sie einen Brief an Creative Commons, 171 Second Street, Suite 300, San Francisco, California 94105, USA.



Dieses Werk ist mit L^AT_EX erstellt worden. Weitere Informationen kann man über die Deutschsprachige Anwendervereinigung TeX e.V. (DANTE) erhalten: <http://www.dante.de/>



Dieses Werk wurde außerdem unter Beteiligung eines freilaufenden Pinguins geschrieben. Weitere Informationen liefert:

<https://www.linuxmint.com/about.php>

Mein Vorname ist Torsten und *TOPCTEH* ist schon seit vielen, vielen Jahren mein Pseudonym in diversen Webforen. Da ich vor eben diesen vielen Jahren nach einem Pseudonym suchte, welches noch nicht vergeben war, kam ich darauf, einfach meinen Vornamen in kyrillischen Großbuchstaben zu schreiben (hierfür benutze ich aber keinen kyrillischen Zeichensatz, was eigentlich korrekt wäre, sondern die lateinischen Buchstaben, die optisch den jeweiligen kyrillischen entsprechen).

Version vom: **17. September 2022**

<http://www.TOPCTEH.de/bhybrid/hybrid.html>